

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt im Senegal

vom 22. April bis 01. Juni 2006

„Kinderpatenschaften im Senegal: Glückliche Kindheit und eine bessere Zukunft?“

Von Tina Dettmar

Senegal, vom 22. April bis 01. Juni 2006



Inhalt

1.	Zur Person	100
2.	Wie sinnvoll sind Kinderpatenschaften?	100
3.	Perspektive für Senegal	101
3.1	Leben auf der Straße	101
3.2	Kampf gegen ein System	102
3.3	Spielen in der Tagesstätte	104
3.4	Tagsüber in einer Koranschule	104
3.5	Leben im Wohnheim	106
3.6	Frische Wunden	107
3.7	Taxifahrten	107
3.8	Privileg Privatschule	108
3.9	Ausbildung statt Schläge	109
3.10	Wieviel kostet ein Kind?	110
4.	Hilfe für Senegal	111
4.1	Unermüdliche Hilfe in Thiès	111
4.2	Namensgeber für Neugeborenes	112
4.3	Die Bedeutung eines Brunnens	113
4.4	Weißer Haut	114
4.5	Schulpatenschaften	116

5.	SOS-Kinderdorf	118
5.1	Ankunft	118
5.2.	Kennen lernen	120
5.3	Eigener Kindergarten und Schule	121
5.4	Menschen im Dorf	123
5.5	Integration der Kinder	124
5.6	Rückkehr in eine fremde Welt	126
5.7	Den eigenen Weg finden	128
6.	World Vision	129
6.1	Ein anderes Konzept	129
6.2	Ein Patenkind und seine Familie	130
6.3	Eine Bank nur für Frauen	131
6.4	Ziele: Gesundheit und Schule	132
6.5	Heuschrecken statt Schulgarten	133
6.6	Ein neues Entwicklungsprojekt gemeinsam erarbeiten	134
7.	Fazit	136
8.	Dankeschön	137

1. Zur Person

Tina Dettmar, geboren 1973 im niedersächsischen Stadthagen, war nach der Schule zunächst ein Jahr als Au-pair-Mädchen in Genf. Danach folgte ein Studium der Kommunikationswissenschaft, Geschichte und Romanischen Philologie in Münster und Tours (Frankreich). Journalistische Erfahrungen sammelte sie durch Praktika und freie Mitarbeit unter anderem bei den Schaumburger Nachrichten, Radio France Tours, France 3, Der Spiegel und dpa. Anschließend absolvierte sie ein Volontariat bei der Deutschen Presse-Agentur und ist seit 2004 freie Journalistin für den Westdeutschen Rundfunk und dpa in Münster.

2. Wie sinnvoll sind Kinderpatenschaften?

Jeder kennt dieses Bild: Ein kleines schwarzes Kind blickt Dich mit riesigen braunen Augen ernst und traurig an. Hunger und Leid sind ihm quasi ins schmale Gesicht geschrieben. Unter dem Foto stehen unübersehbar der Name einer Hilfsorganisation und ein Spendenaufruf. Hilfe für die Dritte Welt. Der Spendenmarkt ist ein umkämpftes Geschäft. Dies gilt gerade bei Kinderpatenschaften – denn bei einer regelmäßigen, monatlichen Spende überlegt sich jeder intensiver, welches Projekt er so unterstützen will. „Mich würde echt interessieren, ob das Geld überhaupt ankommt und wieviel am Ende für die Kinder übrig bleibt“, höre ich von Vielen, denen ich von meiner bevorstehenden Reise in den Senegal berichte.

Ich möchte mir dort Projekte verschiedener Hilfsorganisationen anschauen, die über Kinderpatenschaften von deutschen Spendern finanziert werden. Mich interessiert dabei aber nicht nur, wie die Patenkinder dort leben. Ich möchte auch wissen, wie sinnvoll Kinderpatenschafts-Projekte langfristig und aus entwicklungspolitischer Sicht sind. Das heißt: Haben die Kinder später – als Erwachsene – die Chance auf ein besseres Leben? Und werden die Menschen vor Ort tatsächlich in die Projekte einbezogen? Besetzen sie verantwortungsvolle Positionen? Inwieweit zahlt sich also die finanzielle Unterstützung aus Deutschland nicht nur für das Kind, sondern auch für dessen Umfeld aus?

Um diese Fragen zu beantworten, will ich vier Projekte von Hilfsorganisationen im ganzen Land besuchen, die sich über Kinderpatenschaften finanzieren: Die beiden großen, weltweit tätigen Organisationen SOS-Kinderdörfer und World Vision, sowie die beiden kleineren Vereine Perspektive für Senegal und Hilfe für Senegal, die vor allem vom Engagement Deutscher leben.

3. Perspektive für Senegal

3.1 Leben auf der Straße

Zwei kleine schwarze Jungen sitzen auf einem Betonklotz am Rand des Parkplatzes in der heißen Mittagssonne. Der Kleinere – ich schätze ihn auf drei Jahre – springt ab und zu auf, wirft einen rosafarbenen Lumpen aus Stoff in die Luft, fängt ihn wieder auf und tollt damit herum. Der Größere ist höchstens fünf Jahre alt und lässt den Eingang des Cafés nicht aus den Augen. Sobald ein Erwachsener das Café verlässt, greift er die große rote Blechbüchse neben sich und läuft auf ihn zu. Er streckt den Arm hoch, die helle Handfläche nach oben, guckt den Gast etwas schüchtern und mit großen Augen an und murmelt etwas. Der Dreijährige läuft dazu und streckt seine Hand ebenfalls so hoch er kann – das ist bei den Erwachsenen gerade einmal bis übers Knie. Die meisten gehen weiter. Nur zwei weiße Frauen suchen umständlich in ihren Taschen und geben jedem Jungen eine Münze. Der Fünfjährige legt dem Kleineren den Arm liebevoll um die Schulter, küsst ihn auf den Kopf und führt ihn behutsam zurück zum Betonklotz.

Die beiden Kinder sind Koranschüler, so genannte Talibés, die einem im Senegal in jeder größeren Stadt begegnen. Es sind dürre, in schmutzige Fetzen gekleidete Jungen mit kurzgeschorenen Haaren, die meist barfuß und mit einer leeren Blechbüchse von früh morgens bis spät abends durch die Straßen laufen und um Geld betteln. Das Geld geben sie abends ihrem Koranlehrer, dem Marabout. Der Marabout finanziert sich und seiner Familie so den Lebensunterhalt. Die Kinder kommen meist aus ländlichen Regionen – ihre Eltern können sie zu Hause nicht ernähren und geben sie deshalb an die Marabouts in der Stadt. Dabei werden die Talibés nach Ansicht vieler Menschen ausgebeutet: Unterricht oder etwas zu Essen bekommen sie in den Koranschulen nämlich häufig nicht. Obwohl es den bettelnden Kindern offensichtlich schlecht geht, mischt sich die Regierung in dieses System nicht ein.

Zu den beiden kleinen Jungen hat sich mittlerweile ein etwa Zwölfjähriger gesellt, der mit Genuss ein belegtes Baguette mampft und in der anderen Hand ebenfalls eine Blechdose hält. Von meinem Platz im Café kann ich sehen, wie der Fünfjährige ihm eine erbettelten 200 CFA-Münze¹ (gut 30 Cents) geben muss und dafür ein goldenes Geldstück bekommt, das höchstens 25 CFA (etwa vier Cents) wert ist. Der Dreijährige guckt fasziniert zu, wie der Größte sein Baguette isst und beißt dabei selber auf einen Bade-

¹ Senegal gehört zu der Westafrikanischen Währungsunion, der *Communauté Financière Africaine*, mit CFA-Franc als Währungseinheit.

latschen. Ich kaufe für die beiden Kleinen Bananen und schäme mich ein bisschen, weil ich nicht mehr für sie tue. Ich kann noch nicht einmal mit ihnen sprechen, denn die senegalesischen Kinder sprechen Wolof, Serer oder Peulh als Muttersprache. Französisch lernen sie erst in der Schule. Natürlich nur in einer französischen Schule und nicht in einer Koranschule.

In der Innenstadt von Dakar sieht man die Talibés an beinahe jeder Ecke stehen. An Ampeln und Kreuzungen laufen sie an wartenden Autos entlang und klopfen mit ihren Fingern an die Fenster. In Dakar ist der Verkehr so katastrophal, dass Autofahrer ständig im Stau stehen und warten. Gläubige Muslime sind verpflichtet, Bedürftigen etwas zu geben und so eine gute Tat zu tun. Im Senegal bekennen sich mehr als 90 Prozent der Menschen zum islamischen Glauben. Es gibt daher auch viele Alte, Kranke und Behinderte, die an den großen Straßen stehen oder sitzen und sich so ihren armseligen Lebensunterhalt verdienen. Die meisten von ihnen sind aber dünne, schmutzige Talibés.

3.2 Kampf gegen ein System

Alexander Schott ist vor fünf Jahren das erste Mal in den Senegal gefahren. Zusammen mit seiner Frau Christiane wollte der deutsche Christ für ein paar Jahre ins Ausland gehen und dort ein Hilfsprojekt aufbauen. Durch ein befreundetes Ehepaar sind sie auf den Senegal gekommen. „Mir sind diese Kinder, diese Talibés, ganz stark ins Auge gefallen und da haben wir uns entschlossen, in der Richtung hier was zu machen. Und im Januar 2002 sind wir endgültig hierhergekommen als Familie“, sagt Alexander Schott. Die Bayern haben drei blonde Jungen zwischen fünf und acht Jahren. „Wir können die Probleme der Talibés deswegen so gut nachvollziehen, denn es ist dieselbe Altersgruppe“, so Schott.

Anfang der 1990er Jahre gab es laut Unicef 100.000 Talibés allein in Dakar. Diese Zahl ist nach Einschätzung des Unicef-Mitarbeiters Mamadou Wade inzwischen noch gestiegen: „Die Gründe sind Landflucht, die demografische Explosion und die Dürre vor allem in ländlichen Regionen.“ Wenn die Eltern das Kind zu einem Marabout geben, müssen sie für dieses Kind nichts mehr bezahlen. „So hat sich dieses religiöse Phänomen zu einem wirtschaftlichen entwickelt“, sagt Mamadou Wade, der für den Schutz der Kinder in Dakar zuständig ist. Er will das System aber nicht stigmatisieren.

Das tut auch die senegalesische Regierung nicht. Obwohl das Elend der kleinen Jungen und die Verletzung der Kinderrechte offensichtlich ins Auge fallen, sind die Koranschulen nicht verboten. Als eine der ersten Amtshandlungen hat der frisch gewählte Präsident Abdoulaye Wade sogar den mäch-

tigsten Marabout des Landes besucht – und das ganze System so symbolisch unterstützt. Es heißt wohl nicht umsonst, die einflussreichen Marabouts könnten Wahlen entscheiden.

Mit Mühe, etwas Glück und eigentlich nur dank des äußerst engagierten politischen Chefredakteurs beim staatlichen Rundfunksender bekomme ich einen Tag vor meiner Abreise noch einen Termin bei einem Mitarbeiter des Ministeriums für Kinder und Familie. Papa Malick Gningue ist der Experte für Kinderfragen und -rechte in der senegalesischen Regierung und kann mir die inzwischen gesammelten Fragen beantworten, denke ich. Der Beamte weigert sich allerdings, überhaupt etwas zu sagen – denn das Wort Interview hört er angeblich zum ersten Mal als ich vor ihm sitze. Obwohl ich als deutsche Journalistin angekündigt bin, dachte er, wir würden nur so ein wenig über Kinder plaudern. Nach langem Hin und Her zwischen ihm, mir, dem zu Hilfe gerufenen Chefredakteur und zum Schluss sogar der Ministerin persönlich, lockert sich seine versteinerte Miene etwas auf und nach einer geheimen Unterredung mit seinem Vorgesetzten spricht er sogar in mein Mikrofon. Er äußert sich sehr begeistert über die Unterstützung von senegalesischen Kindern durch ausländische Paten. Und er lobt die Arbeit seiner Ministerin. Das ist alles. Beim Thema Talibés weigert sich der Beamte, etwas zu sagen – diesmal standhaft.

„Wir schätzen, es gibt zur Zeit 200.000 Straßenkinder in Dakar“, sagt Christiane Schott. Früher lebten die Marabouts mit auf den Dörfern und die Koranschüler kamen tagsüber zu ihnen, schliefen aber zu Hause bei ihren Familien. Doch nach der Dürrekatastrophe in den 1980er Jahren war ein Überleben im Busch für den Koranlehrer und seine Schüler nicht mehr möglich, da die Bevölkerung selbst nichts mehr hatte und daher auch nichts mehr abgeben konnte. „Die Marabouts sind in Scharen in die Finanzmetropole Dakar abgewandert“, sagt Alexander Schott. Und mit ihnen tausende Talibés. „Die Leute in den ländlichen Regionen haben viele Kinder. Es gibt dort nur Landwirtschaft, aber der Boden gibt nichts her. Und das Verständnis der Bevölkerung – wir reden hier hauptsächlich von den Volksgruppen Peulh oder Foulla – ist: Die Kinder müssen den Koran lernen und werden abgegeben an einen Marabout. Die Eltern empfinden es als Ehre, dass ihr Kind den Koran lernt, selber Marabout wird und den Koran dann wieder weiterträgt“, erklärt der Christ. „Die Praxis schaut dann leider so aus, dass die Kinder im Elend leben müssen, eben betteln müssen und dreckig und schlecht leben, das gehört mit zu der Ausbildung. Das stärkt quasi den Charakter. Mohammed hat auch eine Zeit des Elends erlebt und das gehört eben mit dazu“, so Schott.

3.3 Spielen in der Tagesstätte

Als ich Familie Schott und ihr Projekt Perspektive für Senegal das erste Mal am Vormittag besuche, sind ihre leiblichen drei Jungen in der französischen Privatschule um die Ecke. In der Tagesstätte für die Koranschüler am Haus sitzen zwei Jungen auf einer niedrigen, schmalen Bank. Hinter ihnen steht eine geflochtene Abtrennung, an der bunte Kinderzeichnungen hängen. Was die Schotts recht euphemistisch als Tagesstätte bezeichnen, ist ein gut ein Meter breiter, ein paar Meter langer überdachter Gang am Hintereingang des Hauses. Die beiden Jungen haben ihre Dosen zu einem Viertel gefüllt mit hellem Sand, weißen Kerzen und Würfelzucker. Das sehe ich zum ersten Mal. Schott erklärt mir, dass die Talibés neben Geld auch weiße Sachen bekommen. Den Zucker verkaufen sie dann zum Beispiel für ein bisschen Geld an Händler weiter. Ich beschließe spontan, von nun an auf Zucker im Kaffee zu verzichten. Denn in Cafés oder Hotels gibt es genau diese losen Würfel in einer großen Schale; nur in den seltensten Fällen sind sie etwas stümperhaft in Papier eingepackt. In den nächsten Wochen fallen mir dann allerdings auch immer wieder leicht bräunliche Zuckerstückchen auf und ich vermute, dass sie einige Zeit in angerosteten Büchsen auf staubigen Straßen verbracht haben.

In der Tagesstätte haben sich nach und nach ein gutes Dutzend Kinder eingefunden. Die meisten sind Koranschüler, die hier gerne eine Pause machen, um zu essen und zu trinken, zu basteln oder das lateinische Alphabet zu lernen. Auch Mädchen und Jungen aus der Nachbarschaft sind dabei. „Am Liebsten spielen die Jungs natürlich Fußball“, sagt Alexander Schott. Hinter dem Haus ist ein sandiger Fußballplatz, der durch Steine abgegrenzt ist. Die sind eigentlich überflüssig, denn fast direkt an den Linien des sauberen Vierecks liegt alles voller Müll. Wie jeder Deutsche, den ich im Senegal treffe, regen sich auch die Schotts über den achtlos weggeworfenen Abfall überall in der Stadt auf.

Die Koranschüler gehen nach ein, zwei Stunden bei den Schotts weiter in die Innenstadt, um zu betteln. 300 CFA (= knapp 50 Cents) müssen sie jeden Abend zusammen haben, sonst bekommen sie Schläge von ihrem Marabout. Alexander Schott erzählt von Stöcken und Kabeln, die manch ein Marabout zu Hilfe nimmt und damit die Kinder durch die Haut fast bis auf die Knochen verletzt.

3.4 Tagsüber in einer Koranschule

Alexander Schott, sein Mitarbeiter und Übersetzer Jean-Pierre Bassane und ich machen uns auf zu einer abenteuerlichen Fahrt durch den chaos-

tischen Verkehr von Dakar, zum Wohnheim für ausgestiegene Talibés am äußeren Rand der Millionenstadt. Unterwegs stoppen wir an einer Daara, einer Koranschule. Obwohl ich weiß, dass die Kinder dort in ärmlichsten Verhältnissen auf der Straße leben, bin ich doch geschockt von dem Anblick: Die heruntergekommene Daara am Straßenrand besteht aus einem Dach und zwei Wänden, die beiden Seiten zur Straße hin sind offen. Baumaterialien sind Holzreste, Pappe und ein grünes Knorr-Werbeschild aus Emaille. Waschmöglichkeiten, Toiletten oder Matratzen sehe ich nicht. An den beiden Pappwänden hängen Tafeln mit Koranversen; auf dem Boden aus Sand und Staub liegt ein kleiner Gebetsteppich. Zwei Jungen und ein Mädchen laufen herum. Es sind die eigenen Kinder des Marabouts, die hier spielen. Die Talibés sind alle seit dem frühen Morgen in der Stadt und betteln den Lebensunterhalt für den Marabout und seine Familie zusammen.

Je mehr Schüler ein Koranlehrer hat, desto mehr Geld bekommt er jeden Tag. Schott erzählt von großen Marabouts mit bis zu 300 Kindern. Essen bekommen sie in der Regel bei den Koranlehrern nicht. Die Kinder müssen darauf hoffen, dass ihnen Familien in der Stadt zum Beispiel Reisreste vom eigenen Mahl geben. „Der Marabout ist nur an Geld interessiert, er investiert in Geschäftsbetriebe und das ist eine Ausbeutung, ein Verbrechen. Die Kinder werden missbraucht, werden fast schon verkauft, indem die Eltern sich nicht mehr um die Kinder kümmern. Sie zeugen die Kinder und geben sie dann dem Marabout, das ist wie moderner Sklavenhandel in meinen Augen“, sagt Schott mir unter vier Augen.

Trotzdem versucht er, einen guten Kontakt zu den Marabouts in seiner Gegend zu pflegen. Denn im Interesse der Jungen möchte er die zum Teil sehr mächtigen Muslime nicht als Gegner haben. Die Talibés haben so große Angst vor dem Marabout und seinen Schlägen, dass sie sich bei einem Verbot nicht mehr in die Tagesstätte der Deutschen trauen würden. Eigentlich müssten die Koranlehrer in dem deutschen Ehepaar ja auch Feinde sehen, die ihre Einnahmequelle schmälern wollen.

Stattdessen begrüßen sich Schott und der Marabout mit ausladendem Handschlag, scherzen und lachen laut. Der Marabout hat einen ungepflegten Bart, trägt eine blaue Mütze über verfilzten Haaren und ein schmutziges lilafarbenes T-Shirt. Er hält die Hand des schmalen, rothaarigen Bayern im gebügelten Hemd lange fest. Im Senegal ein Zeichen freundschaftlicher Zuneigung. Befreundete Männer gehen häufig Hand in Hand durch die Straßen, kleine Jungen sieht man Arm in Arm schlendern. Sexuelle Hintergedanken gibt es dabei nicht.

Der Marabout würdigt mich keines Blickes. Während der blasse Christ und der schwarze Moslem inzwischen dazu übergegangen sind, sich gegenseitig auf die Schultern zu klopfen, stehe ich daneben und werde komplett

ignoriert. Das liege daran, dass ich eine Frau sei, erklärt mir Schott auf der Weiterfahrt ins Wohnheim.

3.5 Leben im Wohnheim

Dort wohnen 20 Jungen zwischen 10 und 16 Jahren, die vor ihrem Marabout geflohen sind und nie wieder dahin zurück wollen. Die ehemalige Schule besteht aus einem kahlen Gang, von dem vier schmucklose Räume abgehen. Die Kinder essen in einem weiß-blau gefliesten Raum von etwa drei Mal drei Metern. Wie hier üblich, sitzen sie dabei auf dem Boden und essen mit der Hand alle gemeinsam aus einer großen Schale. Nur für uns gibt es Stühle und Löffel – und das Nationalgericht Tiebo dienne (Reis mit Fisch und einer schmackhaften Zwiebelsoße). Im Nebenraum sehe ich die erste Waschmaschine hier im Senegal – sie läuft sogar. Jean-Pierre Bassane erzählt, dass die Sicherung herausspringt, wenn Waschmaschine und Kühlschrank gleichzeitig in Betrieb sind. Schott versucht – wohl zum wiederholten Mal – klar zu machen, dass deswegen maximal 40 Grad eingestellt werden dürfen. Diese Maschine läuft allerdings bei Null Grad. „Na ja egal, sonst waschen sie ja auch mit kaltem Wasser“, sagt Schott etwas resigniert.

Die Jungen schleichen schüchtern an uns vorbei. „Faire salut“ fordert der Bayer sie auf. Das habe ich noch nie gehört und würde es mit „Machen Hallo“ übersetzen. Ich kenne nur den Ausdruck „Dit Bonjour“, also „Sag guten Tag“. Aber die kurzgeschorenen Jungen kommen alle artig zu mir und strecken mir schlapp eine kleine schwarze Hand entgegen und nuscheln „Bonjour“. Damit ist unsere Kommunikation auf Französisch auch schon so gut wie erschöpft. Alle weiterführenden Gespräche muss Jean-Pierre übersetzen. Ich bin überrascht, dass Schott nach mehr als vier Jahren Arbeit mit den Kindern so gut wie gar nicht deren Muttersprache spricht.

In meiner ganzen Zeit im Senegal begegnet mir tatsächlich nur eine Weiße, eine US-Amerikanerin, die Wolof verstehen kann. Die anderen scheinen sich trotz jahrelangen Aufenthalts kaum die Mühe zu machen, die Volkssprachen wie Wolof, Peulh oder Serer zu lernen. Dass Senegalesen untereinander französisch sprechen, höre ich so gut wie nie. Und wenn, dann auch nur in Dakar. Mit Hilfe von Jean-Pierre kann ich mit den Jungen sprechen, während sie gerade bei einem Schuster dessen Handwerk lernen sollen. Der sympathische Mann ist Mitarbeiter in dem Projekt und kümmert sich rührend um die Jungen, die ihn sichtlich ins Herz geschlossen haben.

Sie sind zwar zwischen 12 und 14 Jahren, haben aber eine Größe von Acht- bis Zehnjährigen. Das liege an der mangelhaften Ernährung und sei typisch für Koranschüler, erzählt mir Schott. In der Obhut des Wohnheims mit re-

gelmäßigen Mahlzeiten hätten einige aber schon einen richtigen Schuss in die Höhe gemacht. Im Gespräch erzählen mir nun auch die Jungen zögernd, dass sie als Talibés nie genug zu essen und zu trinken gehabt hätten und auf dem Boden schlafen mussten. Wenn sie abends nicht die nötigen 300 CFA zusammen gehabt hätten, seien sie vom Marabout geschlagen worden.

3.6 Frische Wunden

Diese Kinder hatten sich erst vor wenigen Wochen dazu entschlossen, aus der Koranschule wegzulaufen. Ein großer Schritt – immerhin wachsen die Jungen mit dieser Ideologie auf; viele Talibés wollen später selbst einmal Marabout werden. Ich will nicht zu tief in den noch frischen Wunden bohren. Auch wenn Schott mich immer wieder ermuntert, ich könne die Jungen ruhig alles fragen, bin ich vorsichtig. Am nächsten Tag werde ich Jungen treffen, die schon länger in dem Wohnheim leben und auch schon ein bisschen Französisch können. Davon verspreche ich mir mehr.

Dennoch: Mamadou Saliou Diallo blickt auf einmal traurig auf seine Finger und macht verlegen einen Nadelstich an der winzigen Schuhsohle in seiner Hand. Gerade habe ich den schmalen Jungen im karierten Hemd gefragt, wie er nach Dakar gekommen ist. „Im Auto mit meinem Vater“ nuschelt er leise in Peulh. Dabei werden seine Augen ganz schmal und starr. Als Jean-Pierre mir die Antwort ins Französische übersetzt und ich sehe, wie Mamadou an dieser Erinnerung leidet, schnürt es auch mir die Kehle zu. Sein eigener Vater hat Mamadou also aus dem Nachbarland Guinea-Bissau in die Finanzmetropole gebracht, damit er hier Koranschüler wird. Seine vier älteren und vier jüngeren Brüder sind zu Hause bei der Familie geblieben. Nur er musste weg. Und jetzt ist der 14-Jährige auch noch von seinem Marabout verlassen worden, der sich einfach abgesetzt hat. Deswegen ist er in das Wohnheim gekommen, sagt er traurig und blickt starr auf die kleine Schuhsohle in seiner Hand. Ich beende das Gespräch.

3.7 Taxifahrten

Auf der Rückfahrt ins Hotel bin ich immer noch ziemlich mitgenommen und sehr dankbar für den Taxifahrer. Zwar zahle ich mal wieder zu viel für die Fahrt, weil ich vor lauter Verwirrung aus Versehen schon mit dem anvisierten Fahrpreis ins Feilschen eingestiegen bin, aber die zusätzlichen 80 Cents werde ich schon verkraften. Dieser Taxifahrer ist aber der erste, der sich nur lautstark über die anderen Verkehrsteilnehmer – Autos, Fußgänger

und vollbeladene Pferdekarren – aufregt und mich in Ruhe lässt. Er ist bestimmt schon über 50 – also für senegalesische Verhältnisse ziemlich alt – und interessiert sich nicht die Spur für die Weiße auf seinem Rücksitz. Damit ist er der Erste, der mich nicht fragt, seit wann ich hier bin und woher ich komme. Der Erste, der nicht von Deutschland schwärmt und sagt, wie gerne er dort leben würde. Und dass ein Bruder, Cousin, Onkel oder ein anderer Verwandter eine Deutsche geheiratet hat und jetzt dort arbeitet. Dann kommt in der Regel der Vorschlag, Telefonnummern oder Emailadressen auszutauschen. Bei solch oberflächlichen Kontakten sehe ich allerdings keinen Sinn darin und lehne möglichst freundlich ab. Unglaublich viele Senegalesen wollen nach Europa oder Nordamerika, einfach nur weg aus ihrem Land und ihrem Elend. Und der Kontakt zu weißen Ausländern stellt für sie eine vermeintliche Chance dar, die sie unbedingt irgendwie nutzen wollen.

Viele Taxifahrer sind ehemalige Talibés. Als ich einem anderen Chauffeur nach einem weiteren Besuch bei den Schotts einmal erzähle, was ich im Senegal mache, regt er sich sehr auf. Er redet immer lauter und lauter, wie hart das Leben der Talibés ist, was die armen Kinder durchmachen müssen und dass sie später keine Berufswahl haben. Er wird fast wütend, wenn ich ihn wegen seines starken Akzents im Französischen manchmal nicht verstehe. Als wir angekommen sind, sagt er schließlich, dass er selber einmal Koranschüler war – dabei wendet dieser aggressive Mann seine Augen fast verlegen ab.

3.8 Privileg Privatschule

Am nächsten Tag bin ich wieder mit den Schotts an der katholischen Privatschule der Kinder verabredet, weil ich ihr Haus nicht wieder finden würde. Aber diese große Elite-Schule mit ihrem schönen Innenhof kennt jeder Taxifahrer. In dieser grünen Oase sitzen Schüler auf zahlreichen Bänken im Schatten unter Bäumen, lachen und diskutieren.

In Gedanken bin ich immer noch bei den Koranschülern aus dem Wohnheim. Während ich warte, fällt mir ein großer, stattlicher Senegalese auf, der einen schönen weißen Boubou trägt – es ist Freitag und die meisten moslemischen Männer sind für ihren wöchentlichen Moschee-Besuch festlich und traditionell gekleidet. Der Mann hat ein winziges Mädchen in einem niedlichen rosa Kleidchen an der Hand und bringt es offenbar in den Kindergarten. Das Mädchen hüpfelt glücklich neben ihrem Vater her und plappert auf ihn ein. Die Kinder, die hier zur Schule oder in den Kindergarten gehen, haben Glück. Ihren Eltern ist es wichtig und viel Geld wert, dass sie eine gute Ausbildung bekommen. Ich muss wieder an Mamadou denken, dessen Vater ihn als kleines Kind weggegeben hat.

3.9 Ausbildung statt Schläge

Heute wollen Alexander Schott, Jean-Pierre Bassane und ich eine Werkstatt besuchen, in der andere Jungen aus dem Wohnheim eine Ausbildung als Schreiner machen. Als wir endlich ankommen, haben die angehenden Handwerker schon Feierabend. In der Werkstatt können wir aber drei fast fertige Hochbetten sehen, die sie für das Wohnheim gezimmert haben. Schränke sollen folgen. Bisher bewahren die Jungen ihre wenigen Habseligkeiten nämlich in kleinen Rucksäcken auf, die am Fenster und an den Betten hängen. Die angehenden Schreiner haben ihren Marabout schon vor Monaten verlassen und leben seitdem im Wohnheim. Sie wollen hier einen Abschluss schaffen, in einem Handwerkerberuf arbeiten und etwas aus ihrem Leben machen.

Der 14-jährige Amadou Coulibaly aus Guinea-Bissau erzählt mir, wie er vor dem Marabout geflohen ist. Ohne dass ich konkret danach gefragt habe, sprudelt es nur so aus dem mittlerweile gut genährten Jungen heraus:

„Wenn du abends keine 350 CFA hast, selbst wenn du nur fünf CFA [= weniger als ein Cent] zu wenig hast, hat er dich geschlagen. Er hat mich also fast jeden Tag geschlagen. Du gehst morgens weg und kommst abends um elf Uhr wieder zurück. Viele Kinder sind geflohen, weil es so hart war. Die Älteren bekommen manchmal mehr Geld und behalten es für sich. Wir Kleineren hatten sowieso niemals genug Geld. Also bin ich morgens oft in die Tagesstätte von Alexander [Schott] gegangen.“ Dort habe er mit den Anderen gespielt und oft seinen besten Freund Abraham getroffen, erzählt Amadou weiter. „Eines Tages habe ich gefragt, ob sie mich woanders hinbringen können, wenn ich den Marabout verlasse. Sie haben mich gefragt, ob ich die Straße wirklich verlassen und einen Beruf lernen will. Ich habe „ja“ gesagt. Alexander hat gesagt, wenn ich mich eines Tages wirklich entschieden habe, die Straße zu verlassen, kann ich kommen und sie nehmen mich auf.“ Zunächst hat Amadou aber so weitergelebt wie bisher. „Aber eines Tages hatte ich nicht genug Geld für den Marabout und ich wusste, dass er mich schlagen wird, sobald ich dort hinkomme. Ich habe mich irgendwo bei einem Wächter versteckt, der ein Haus bewacht hat. Ich habe die Nacht bei dem Wächter verbracht und bin zwei Tage von Samstag bis Montag dort geblieben.“ Als er wieder in die Tagesstätte gekommen sei, habe er sich entschieden – gegen die Straße und für einen Beruf. Sein Freund Abraham hatte diese Entscheidung schon getroffen und lebte bereits im Wohnheim. Alexander Schott verabredete sich für den nächsten Tag mit Amadou. „In der Nacht hatte der Wächter wieder Dienst und hat gesagt, dass ich mich jetzt bei meinem Marabout melden muss. Er wusste, dass der Marabout mich noch viel mehr schlagen wird, weil ich ein paar Tage nicht dort war. Ich habe ihm von der Ausbildung erzählt und gesagt, dass ich die Straße

verlassen will.“ Amadou fand eine weitere Nacht Zuflucht bei dem Wächter und wurde am nächsten Tag von Alexander Schott ins Wohnheim gebracht. „Da habe ich meinen Freund Abraham getroffen, der auch aus der Daara geflohen ist – und inzwischen viele neue Freunde gefunden.“

Einer von ihnen ist Aliou Boiro. Der 13-Jährige ist ein pfiffiges Kerlchen. Obwohl er erst acht Monate im Wohnheim ist – und die letzten drei Monate wegen Blutarmut im Krankenhaus lag – kann er schon richtig gut Französisch und hat sich hohe Ziele gesteckt: Nach der Schreinerlehre will er Elektriker werden. Noch später möchte er eine eigene Familie gründen. Seine Kinder würde er niemals in eine Koranschule geben, sagt Aliou fest. An seine Eltern und Geschwister und seine Heimat in der Casamance, der südlichen Region Senegals, kann er sich nicht mehr erinnern. Er war noch zu jung, als er nach Dakar kam. Sobald er richtig schreiben kann, will er sich bei seinen Paten in Deutschland bedanken. „Für meine Arbeit, das Essen, die Kleidung, die Schuhe, einfach alles“, sagt Aliou.

3.10 Wieviel kostet ein Kind?

Mit 40 Euro im Monat ermöglicht ein Pate Aliou sein neues Leben. Damit sind beinahe die Kosten für Essen (18,30 Euro pro Monat), Miete, Strom und Wasser (6,40 Euro), Kleidung und Schuhe (3 Euro), Körperpflege wie Zahnpasta und Seife (2,30 Euro), Medikamente (1 Euro) und die Löhne für die Betreuer und Küchenhilfen (knapp 9 Euro) abgedeckt. Die Ausbildung zum Schreiner, die Schule und Unterrichtsmaterialien, die Tagesstätte, sowie gelegentliche Ausflüge und vieles mehr wird durch Spenden finanziert. Schott hat lange das Für und Wider eines Patenschaftsprogramms abgewogen und erst in diesem Jahr die ersten Paten aus seiner Heimat im niederbayerischen Pfarrkirchen gefunden. Der Vorteil von ungebundenen Spenden: „Spenden laufen allgemein in einen Topf und wir können das Geld individuell einsetzen, wo es gebraucht wird. Natürlich alles für das Projekt“, fügt Schott hinzu. Der Vorteil von Patenschaften: „Allgemeinspenden mag nicht jeder machen. Der eine oder andere Spender will ganz genau wissen, wo sein Geld eingesetzt wird. Und das Patenschaftsprogramm ist die Förderung für ein Kind und mehr oder weniger die Garantie dafür, dass ein Kind von Anfang an bis zum Ende wirklich finanziert ist und diese Ausbildung erfüllt werden kann – das ist unser Ziel.“

Schott ist bei einer Nicht-Regierungsorganisation angestellt, auch seine Frau arbeitet als geringfügig Beschäftigte mit. Die fünfköpfige Familie hat nach eigenen Angaben insgesamt noch nicht einmal 1.300 Euro im Monat zur Verfügung. Das ist im Senegal nicht viel. „Wir haben 25.000 Euro vom

Ersparten draufgezahlt, das ist jetzt aufgebraucht. Aber nächstes Jahr wollen wir ja auch wieder zurück nach Deutschland“, sagt Schott. Darauf freut sich das Ehepaar schon sehr. Bis dahin wollen sie die senegalesischen Mitarbeiter soweit vorbereiten, dass sie die Arbeit alleine bewältigen können.

4. Hilfe für Senegal

4.1 Unermüdliche Hilfe in Thiès

Die Leidenschaft für den Senegal lässt Franz-Josef Frye seit 16 Jahren nicht mehr los. Der groß gewachsene, kräftige Bezirksschornsteinfeger und seine Mitstreiter aus dem Münsterland haben in der Region Thiès in den vergangenen Jahren zahlreiche Projekte auf die Beine gestellt; unter anderem unterstützen sie mit Hilfe von Patenschaften auch Schulkinder. Meine erste Fahrt ins Landesinnere führt mich in die zweitgrößte Stadt des Landes, nach Thiès, rund 70 Kilometer östlich von Dakar. Bei einem Treffen mit Frye vor dem Flug in den Senegal hatte er mir viele Fotos gezeigt und stolz von all seinen Hilfsaktionen erzählt, die ich kaum auseinander halten konnte. Aber tatsächlich: Das Logo ihres Vereins Hilfe für Senegal begegnet mir bei meinem Besuch in der Gegend in und um Thiès beinahe an jeder Ecke. Die Silhouette eines Affenbrotbaums (Baobab) vor der untergehenden Sonne klebt im abgelegensten Dörfchen auf einer elektrischen Hirsemühle und ist über dem Eingang einer neu gebauten Krankenstation mitten im Busch gemalt. Es zielt einen Brillenladen in Thiès ebenso wie das dortige Existenzgründungszentrum für junge Handwerker. Die technisch versierten Männer aus dem Münsterland haben im Laufe der Jahre Brunnen in der trockenen Savanne gebaut und Kindergärten errichtet, sie haben Feuerwehr- und Krankenwagen und viele Computer aus dem Kreis Coesfeld in die zweitgrößte senegalesische Stadt gebracht.

Dafür kommen sie meist einmal im Jahr für zwei Wochen nach Thiès. In ihrem Stamm-Hotel, in dem auch ich unterkomme, haben sie ihre Spuren hinterlassen: Schilder in deutscher Sprache und etliche Aufkleber wie „Feuerwehren Coesfeld“ oder „Ein Herz für Kinder“ wirken in dieser Umgebung recht befremdlich. Eingestaubte Weizenbier-Kästen aus Deutschland und eine Speisekarte mit „Schnitzel“ lassen darauf schließen, dass die Besucher in Afrika am liebsten genauso so leben wie in Deutschland.

Drei senegalesische Mitarbeiter arbeiten das ganze Jahr über vor Ort für den Verein. Aliou Ndione ist der Techniker. Der schmale, drahtige Mann Mitte 40 besucht die Projekte regelmäßig und prüft, ob alles in Ordnung ist. „Ich müsste eigentlich den besten Überblick haben, aber selbst ich weiß

nicht, wie viele Sachen wir hier mittlerweile gemacht haben“, muss er zu seiner eigenen Überraschung zugeben.

Der Verein unterstützt über Paten in Deutschland auch Schulkinder in der Region, deswegen bin ich nach Thiès gekommen. Aliou nimmt sich aber extra ein paar Tage Zeit und zeigt mir auch andere Projekte in der Stadt und mitten im afrikanischen Busch.

4.2 Namensgeber für Neugeborenes

Die neu gebaute Krankenstation Pambal erreichen wir nach einer halbstündigen Fahrt über Sandpisten. Dabei sehe ich zum ersten Mal abgelegene kleine Dörfchen mit ihren kleinen Lehmhütten und runden Strohdächern. Der große rötliche Neubau der Krankenstation wirkt auf den ersten Blick wie ausgestorben. Ich hatte viele kranke Menschen – vor allem Kinder – erwartet. Aber nur in einem Raum sitzen ein halbes Dutzend Frauen. Aliou begrüßt sie in Wolof und spult das typische Begrüßungsritual ab: „Wie geht’s?“ „Danke, gut.“ „Und der Familie?“ „Danke gut.“ „Wie war die Fahrt?“ „Danke gut“. Das zieht sich minutenlang und kann auch wieder von vorne beginnen. Das gegenseitige Abfragen des eigenen Wohlbefindens und das der Familie gehört im Senegal zum Beginn eines jeden Gespräches. Dabei scheint es aber nur um die Formalität zu gehen; nie höre ich dabei, dass es irgendjemandem schlecht geht – selbst wenn ich weiß, dass der Betroffenen gerade Schmerzen hat. Aliou hat das Ritual zur Perfektion gebracht: Er nuscht sich die Floskeln minutenlang ununterbrochen in seinen nicht vorhandenen Bart. Dabei ist es ihm scheinbar egal, ob der andere überhaupt noch etwas sagt oder nicht. In der Stadt habe ich mich einige Mal nach einer verhältnismäßig kurzen Begrüßung schon mit meinem Gesprächspartner unterhalten, während Aliou neben uns noch immer vor sich hin gemurmelt hat.

Die Frauen im Wartezimmer mustern mich ernst. Ich habe „Bonjour“ in die Runde gesagt, aber es hat keine geantwortet. Aliou flüstert mir zu, ich sollte sie mit „Salam aleikum“ grüßen, was ich natürlich sofort tue. Auf einmal lachen sie alle, grüßen lächelnd zurück und schauen mich freundlich an. Mit Französisch komme ich im Busch offensichtlich nicht sehr weit.

Aliou erzählt mir, dass die Frauen eine Schwangere aus ihrem Dorf zur Niederkunft begleitet haben und jetzt auf Neuigkeiten warten. Aliou und ich warten hingegen auf den Leiter der Station, der gerade sein Mittagsschläfchen beendet hat. Eine Frau mit weißen Gummihandschuhen bis zum Ellbogen erscheint am Ende eines Ganges. Aliou spricht mit ihr Wolof. Auf einmal sagt er meinen Namen. Ich schaue ihn fragend an. „Da ist gerade ein Mädchen geboren worden und das soll jetzt Tina heißen“, sagt er. Noch viel

später bin ich sehr gerührt. Die Frauen im Wartezimmer nehmen die Nachricht gelassener auf: Sie nicken zufrieden, erheben sich ruhig und gehen wieder. Kein Wunder: Im Senegal sind Geburten alltäglicher als in Deutschland, beinahe die Hälfte der Bevölkerung ist jünger als 20 Jahre, der Bevölkerungszuwachs beträgt 2,3 Prozent pro Jahr.²

Wir treffen den Chef von Pambal, einen Krankenpfleger. Erst jetzt verstehe ich, dass es sich hier gar nicht um ein Krankenhaus handelt, sondern um eine Kranken- und Geburtsstation. Das heißt: Es gibt keinen Arzt. Der Krankenpfleger und zwei Hebammen helfen hier werdenden Müttern; außerdem klären sie die Menschen in der Region über Gesundheitsfragen auf, impfen oder führen erste Untersuchungen durch. Die Station ist für 24 Dörfer mit mehr als 10.000 Menschen im Umkreis zuständig. Das weiteste Dorf liegt neun Kilometer entfernt. Auf meine Frage, ob eine schwangere Frau dann bei den ersten Wehen neun Kilometer zu Fuß durch den Sand laufen müsse – ein Auto besitzt im Busch so gut wie niemand – wehrt der Pfleger entsetzt ab: „Nein, die Frau kommt mit einem Eselkarren.“ Jetzt muss ich fast lachen, denn diese Karren sind im Senegal in der Regel so altersschwach, dass sie jeden Moment zusammenzubrechen drohen. Und die Zugtiere, Esel und Pferde, sind meist klapperdürre und dementsprechend auch nicht besonders schnell. Die meisten Kinder kommen sowieso traditionell in den Dörfern zur Welt. Die bei uns übliche medizinische Begleitung schwangerer Frauen und die gesundheitliche Nachsorge müssen sich in der senegalesischen Bevölkerung erst noch durchsetzen.

In der Krankenstation hängen Plakate im Wartezimmer. Eines zeigt anhand von drei, sechs und acht Monden am Himmel und einem immer dickeren Bauch einer Frau, die in ein Haus geht, wann Schwangere sich in der Geburtsstation untersuchen lassen sollen. Ein Anderes erklärt mit Hilfe von Bildern, dass Aids weder durch Händeschütteln, noch gemeinsames Essen oder Mückenstiche übertragen werden kann. Praktische Hilfestellung in einem Land, in dem rund 60 Prozent³ der Menschen nicht lesen und schreiben können.

4.3 Die Bedeutung eines Brunnens

Aliou und ich fahren weiter durch tiefen rötlichen Sand, einen Weg kann ich nicht erkennen. Um Zugluft zu bekommen, kurbeln wir die Fenster herunter,

² *Angaben des Auswärtigen Amtes*

³ *Angaben des Auswärtigen Amtes*

weil wir sonst das Gefühl haben, Staub zu essen. Das Land hier in der Savanne ist flach und sandig, es gibt vereinzelte Büsche, Baobabs und Mangobäume. Auf dem Weg zum nächsten Dorf begegnet uns lediglich ein dürrer Hirtenjunge mit einer Ziegenherde. Sonst scheint die trostlose Gegend wie ausgestorben.

Stolz zeigt Aliou mir die Wasseranlage, welche die Männer aus dem Münsterland gebaut haben. Der Brunnen versorgt mehrere Dörfer in der Umgebung mit Trinkwasser. Morgens und abends wird der Motor für ein oder zwei Stunden eingeschaltet. Nur dann wird auch Wasser in zwei riesige Behälter gepumpt und kann aus dem Hahn auf den Dorfplätzen der umliegenden Siedlungen laufen. Im Nachbarort stehen bereits 20 bunte Plastikschüsseln in einer Reihe vor dem Wasserhahn auf dem sandigen Platz. Wie jeden Morgen und Abend warten die Frauen und viele Kinder geduldig auf das Wasser. Wenn es kommt, füllen die Frauen eine Schüssel nach der anderen und tragen sie auf dem Kopf zu ihrer Hütte. Das ist für sie schon der pure Luxus. Bis vor kurzem mussten sie früh morgens kilometerweit zum nächsten Brunnen laufen und das benötigte Wasser mühselig hochziehen.

Die Männer bewässern am Abend einen Garten, der fast so groß ist wie ein Fußballfeld. Von den Deutschen unterstützt, haben die Dorfbewohner hier Zwiebeln, Tomaten, Karotten und Bohnen neben der Wasseranlage gepflanzt. Das Gießen gleicht einer Sisyphusarbeit: Mit einer gusseisernen Kanne in jeder Hand gehen die Männer zu einem Wassertrog, füllen die Behälter, gehen auf das Feld, gießen großzügig mit beiden Kannen fünf, sechs Pflänzchen und laufen bedächtig wieder zum Trog. Bei diesem Tempo kann ich mir nicht vorstellen, dass sie das ganze Feld an einem Abend schaffen können.

Aliou will noch bei Tageslicht zurückfahren. So kann ich leider auch nicht sehen, ob die Straßenlaterne im Dorf tatsächlich funktioniert. Deren Anblick ist ziemlich absurd: Zwischen den strohgedeckten Hütten mitten im Nichts steht eine hochmoderne Straßenlaterne mit einer Solarzelle oben drauf. Strom gibt es nämlich nicht.

4.4 Weiße Haut

Am nächsten Tag begleitet uns Cheikh Mbengue. Cheikh ist 32 Jahre alt, Deutschlehrer in Thiès und nebenher Übersetzer für die Helfer aus dem Münsterland bei ihrem jährlichen Besuch. Denn trotz langjährigen Engagements in der Region spricht in dem Verein Hilfe für Senegal so gut wie niemand Französisch. Auf der heutigen Tour fahren wir durch noch tieferen Sand, der Jeep schlenkert hin und her. „Das ist die Rallye Paris-Dakar“, sagt Cheikh und lacht ansteckend herzlich – wie bei jeder Gelegenheit.

In einem Dorf angekommen, soll ich mir die elektrische Hirsemühle ansehen. Was ich relativ unspektakulär finde, ist für die Frauen und Kinder in Keur Banda eine große Arbeitserleichterung. Die orangerote, mannshohe Maschine erspart ihnen tägliches, stundenlanges Stampfen der Hirse. Fast das ganze Dorf kommt dazu, um sich mit mir die moderne Mühle anzusehen. Die meisten Frauen tragen in einem Tuch auf dem Rücken oder der Hüfte einen Säugling. Mir fällt auf, dass sich nur alte Männer, Frauen und Kinder versammelt haben. „Die jungen Männer sind in den großen Städten wie Thiès und Dakar und suchen Arbeit“, erklärt Cheikh. Sie kommen nur in der Regenzeit im Sommer in ihr Dorf, um die Felder zu bestellen. „Was sie in diesen drei Monaten ernten, davon müssen sie das ganze Jahr über die Runden kommen“, sagt der Deutschlehrer.

Als die Mühle ohrenbetäubend mahlt, spüre ich eine zarte Berührung an meiner Hand. Ein winziges, mageres Mädchen mit einem kleinen Stoffhund in der Hand blickt mich von unten schüchtern an. Ich lächle sie an, worauf sie ihren ganzen Mut zusammen nimmt und vorsichtig meinen Arm berührt. Wahrscheinlich hat sie noch nie weiße Haut angefasst. Ich streichele sie an ihrer unglaublich schmalen Schulter und sie schmiegt sich an mein Bein. Ich bin freudig überrascht über diesen Mut, denn meine weiße Haut ist vor allem für die Kinder anfangs sehr fremd. Einige Male ist es mir mitten im Busch passiert, dass kleine Kinder von vielleicht einem Jahr mich entgeistert anstarren und ängstlich anfangen zu weinen. Ich bin der erste weiße Mensch, den sie sehen. Ältere Kinder hingegen bilden stets eine Traube um mich, sobald ich in ihr Dorf komme. Sie lächeln mich mit blitzenden weißen Zähnen an, drängen sich, um meine Hand zur Begrüßung zu schütteln und mich von Nahem einfach nur anzuschauen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich so auffällig bin.

Das sei ganz normal, erklärt mir Aïssatou Bangoura Sow. Die Repräsentantin des Vereins Hilfe für Senegal in Dakar hat mich bei meiner Ankunft am Flughafen willkommen geheißen und bleibt bis zu meinem letzten Tag eine wichtige Ansprechperson für Fragen und Hilfe jeglicher Art. Die Senegalesin hat in Köln studiert und ist so mit dem deutschen und dem afrikanischen Leben bestens vertraut. Bei den Besuchen der deutschen Helfer ist sie stets dabei, auch in den Dörfern: „Die Kinder schreien manchmal, denn sie haben überhaupt noch keine Weißen gesehen. Aber wenn sie die Weißen in der Woche regelmäßig sehen, und mitbekommen, was die hier unternehmen, dann merken sie, das sind doch Menschen wie wir. Dann freuen sie sich und fangen an, Freundschaft zu schließen“, erklärt Aïssatou und lacht.

4.5 Schulpatenschaften

Thiane Mané ist 13 Jahre alt und ihr Lieblingsfach in der Schule ist Englisch. „My name is Thiane“, sagt sie schüchtern um zu zeigen, was sie in ihrem ersten Jahr in der Fremdsprache schon gelernt hat. Das dünne Mädchen mit vielen geflochtenen Zöpfchen auf dem Kopf besucht seit einem Jahr die katholische Mädchenschule Collège Sainte Ursule in Thiès. Vorher war sie Schülerin einer katholischen Grundschule. Paten aus Deutschland ermöglichen ihr seit sechs Jahren den Besuch dieser Schulen, die sehr angesehen sind. Thianes eigene Eltern könnten die Kosten dafür nicht aufbringen. „Mein Vater arbeitet manchmal und manchmal arbeitet er nicht“, sagt sie. In einem Land ohne Arbeitslosenversicherung ist in einer solchen Situation kaum Geld für die Schulbildung von sieben Kindern übrig. Thiane und ihre Schwester können durch die Unterstützung aus Deutschland auf katholische Schulen gehen. Die anderen fünf Geschwister besuchen öffentliche Schulen, deren Qualität von vielen als unzureichend angesehen wird.

„Die Kinder brauchen eine gute Bildung, damit sie eine Chance im Leben haben. Das beste Mittel, um gegen die Armut in den Familien zu kämpfen, ist es Kinder so lange wie möglich zu bilden und zu unterrichten“, sagt Pascal Mbaye vom Amt für katholisches Schulwesen im Senegal. Der Mann mit dem freundlichen, runden Gesicht und einer Nickelbrille koordiniert die Patenschaftsprojekte unterschiedlicher Hilfsorganisationen an mehreren Schulen in der Diözese Thiès, darunter auch der Verein Hilfe für Senegal. Er ist überzeugt, dass mit Hilfe einer guten Bildung jedes Kind die Chance haben kann, der nächste Präsident zu werden. Um das Land nach vorne zu bringen, sollen seiner Meinung nach möglichst viele Senegalesen in ihrer Heimat studieren – und auch dort bleiben, um ihr Engagement und ihre Ideen in die heimische Wirtschaft und Gesellschaft zu investieren. In diesem Land ist das allerdings leichter gesagt als getan.

„Wenn ein Kind hier nicht zur Schule geht, fängt es schon als kleines Kind eine mühselige Arbeit an. Es gibt Kinder, die schon mit zehn, zwölf Jahren in Autowerkstätten oder Schreinereien arbeiten. Sie machen die Arbeit von Erwachsenen. Wenn sie nicht zur Schule gehen, werden sie ausgebeutet. Oder sie sind auf der Straße, verkaufen Wasser oder Eis und sind den Grausamkeiten der Straße ausgeliefert“, sagt Mbaye. Mittlerweile besuchen nach seinen Angaben 82 Prozent der senegalesischen Kinder eine Schule, im Jahr 2003 sollen es nur 50 Prozent gewesen sein.

Seit sechs Jahren arbeitet das Amt mit dem Verein Hilfe für Senegal zusammen. Mittlerweile ermöglichen die Münsterländer 263 Kindern einen regelmäßigen Schulbesuch. Fast die Hälfte davon sind Mädchen. „Im Moment machen wir viel Reklame, damit die Mädchen die Schule besuchen.

Ein Schulbesuch ist sehr wichtig, denn es bringt viel für das Land in der Zukunft. Wir brauchen Kinder, die die Schule besuchen. Nur durch die Schule können sie wissen, was die Bevölkerung voranbringen kann“, sagt Vereins-Repräsentantin Aïssatou Bangoura Sow.

Eines dieser Mädchen ist Thiane. Wie alle Patenkinder ist sie ihren Helfern sehr dankbar und schreibt regelmäßig Briefe – zumindest zu Weihnachten und zu Ostern. Ihr Pate hat sie sogar schon einmal in der Schule besucht. „Er hat mich gefragt, ob ich genug für die Schule tue und ich habe gesagt, „ja“. Dann hat er mich gefragt, ob ich Probleme habe und ich habe „nein“ gesagt.“ ist das Einzige, was sich die 13-Jährige dazu etwas mühsam aus der Nase ziehen lässt. Wie alle Patenkinder des Projekts lebt Thiane weiter bei ihrer eigenen Familie. Ihre Mitschülerinnen wissen, dass ihre Eltern sich die Schule nicht alleine leisten können.

Ebenso wie bei Pierre Edouard Pouye. Der 17-Jährige besucht eine katholische Jungenschule in Thiès und will später Profi-Fußballer in Spanien werden. „Wenn ich keine Paten hätte, wäre mein Leben nicht so einfach“, glaubt Pierre. „Meine Eltern könnten die Schulgebühren nicht bezahlen, weil sie keine Arbeit haben.“ Viele Eltern haben nicht genug Geld, um Hefte, Bücher oder Stifte zu kaufen.

Die Paten unterstützen mit ihrem Beitrag von 92 Euro pro Jahr nicht nur das Kind, sondern das ganze Schulsystem. „Wir zahlen Steuern, die Gebäude, die Lehrer und Mitarbeiter – wir brauchen Geld, damit die Schulen laufen. Der Staat gibt uns im Durchschnitt weniger als einen Euro pro Jahr und pro Schüler. Das reicht natürlich nicht, um alles zu regeln“, sagt Koordinator Mbaye. Viele der 176 katholischen Schulen im Land könnten nur dank der Spender in Europa überhaupt weiter existieren. „Bevor es die Patenschaften gab, mussten viele Klassen schließen, es gab selbst Schulen, die geschlossen werden mussten.“

Die Kinder, die finanzielle Unterstützung bekommen sollen, werden zunächst von den Schulen ausgewählt und als Patenkinder vorgeschlagen: „Und zwar dann, wenn die Eltern sagen: Ich möchte, dass mein Kind eine gute Schule besucht, weil es gut arbeitet, aber ich kann nicht zahlen“, erklärt Mbaye. Manchmal seien es auch Waisenkinder, die bei ihrer Großmutter oder ihrem Onkel oder ihrer Tante aufwachsen. Auf jeden Fall wird das Kind weiter zu Hause wohnen. Die Diözese Thiès guckt sich dann den familiären Hintergrund an und prüft, ob das Kind wirklich bedürftig ist – egal ob muslimisch oder christlich. „Wir legen für jedes Kind eine Akte an, über die familiäre Situation. Was machen Mutter und Vater? Wie viele Geschwister hat es? Was ist das Problem in dieser Familie? So sehen wir, ob das Kind Unterstützung braucht oder nicht“, erklärt der Katholik. „Und wenn die Familie sehr benachteiligt ist und überhaupt keine Mittel hat, das

Kind aber gerne zur Schule schicken möchte, dann bieten wir eine Patenschaft an.“

Auch der Techniker des Vereins Hilfe für Senegal, Aliou Ndione, würde seine eigenen Kinder gerne auf eine katholische Schule schicken, um ihnen einen besseren Start in ihr eigenes Leben zu ermöglichen. Mit seinem Verdienst von 135 Euro im Monat kann er sich aber nur einen staatlichen Schulbesuch leisten.

Die meisten Kinder, die unterstützt werden, sind muslimisch, leben auf dem Land und gehen dort in die nächste Schule. Im Idealfall ermöglichen die Paten ihnen einen Schulbesuch bis zum Abitur. Da das Förderprojekt erst seit sechs Jahren besteht und mit Erstklässlern angefangen hat, gibt es noch keine Erfahrungen mit Schulabgängern und ihrer beruflichen Zukunft. In jedem Fall bekommen die Kinder in den ländlichen Regionen aber die einmalige Chance auf eine gute Bildung und können weiter in ihrem familiären und sozialen Umfeld leben. Als junge Erwachsene sollen sie dann im Idealfall die Möglichkeit ergreifen, aus diesem sozioökonomischen Umfeld zu entkommen und ein besseres Leben zu führen. „Nur Gott weiß, was wäre, wenn es keine Patenschaften gäbe“, sagt Mbaye.

5. SOS-Kinderdorf

5.1 Ankunft

Die Fahrt in das SOS-Kinderdorf Louga, im Nordwesten des Landes, ist meine erste Überland-Reise in einem Buschtaxi. Obwohl ich mir die schnellste und luxuriöseste Variante mit nur acht Menschen in einem Auto gegönnt habe, kann ich auf der zweiten, hinteren Rückbank des alten Peugeots weder aufrecht sitzen (die Decke ist zu niedrig) noch meine eingeschlafenen Füße bewegen (die erste Rückbank ist zu nah). Wie jedes Mal ist ein Kleinkind mit dabei, das von einem Fahrgast zum nächsten gereicht und von allen liebevoll bespaßt und mit Keksen versorgt wird. Auch wir drei Erwachsenen auf der hintersten und unbequemsten Sitzbank tauschen unseren Keksproviant aus.

Obwohl wir stundenlang durch die immer gleiche Sahelzone fahren, kann ich mich daran nicht sattsehen: Staub und rot-brauner Sand soweit das Auge reicht, nur ein paar karge Büsche und Bäume können in dem flachen, trockenen Landstrich überleben. Die frisch geteerte Straße zieht sich wie ein schwarzes Band vor uns durch die endlos scheinende Ebene. Ab und zu fahren wir durch kleinere Orte; dort stehen einfache, farblose Häuser mit flachen Dächern am Straßenrand. Bis auf die Landstraße besteht der Boden nur

aus Sand, geteerte oder gepflasterte Wege gibt es sonst kaum. Das Leben am Wegesrand ist faszinierend, fast alles spielt sich hier draußen ab: Handwerker hämmern vor ihren offenen Werkstätten eiserne Bettgestelle zusammen, Mechaniker basteln an Autos, Frauen sitzen hinter wackeligen Tischen am Straßenrand und verkaufen Bananen, Mangos oder kaltes Wasser. Dazwischen laufen überall Kinder herum.

Für mich sehen die Dörfer und Städtchen alle gleich aus, Ortsschilder gibt es nicht. So kann ich auch nur mit Hilfe meiner Mitreisenden telefonisch im SOS-Kinderdorf ankündigen, dass wir einen bestimmten Ort kurz vor der Stadt Louga passiert haben. Vom dortigen Busbahnhof soll ich dann abgeholt werden.

Als wir dort in der Mittagshitze ankommen, ist allerdings kein großes Auto mit dem SOS-Kinderdorf-Logo zu sehen. Wie für einen Busbahnhof ganz typisch werde ich als Weiße sofort von fliegenden Händlern und Taxifahrern umringt, die alle gleichzeitig auf mich einreden. Ich lehne dankend ab und flüchte mit meinem Gepäck in den Schatten eines Baumes am Eingang des Busbahnhofs – direkt neben einen Stand mit Obst und Süßigkeiten. Dahinter liegen zwei Frauen – offenbar Mutter und Tochter – träge im Schatten. Die Mutter streichelt das bewegungslose, etwa 14-jährige Mädchen liebevoll. Vielleicht ist sie krank, überlege ich. Die Geschäftsfrau hat scheinbar Mitleid mit mir, weil ich mit meinem Gepäck in der Hitze stehe und warte. Da ich Wolof nicht verstehe und sie kaum Französisch spricht, bietet sie mir einen kleinen Plastikeimer mit einer energischen Geste zum Sitzen an – ganz typisch für die Senegalesen. Auf ihre Gastfreundschaft (Terenga) sind sie sehr stolz, und sie ist auch wirklich bemerkenswert. In Fernsehwerbespots wirbt das Land sogar mit dieser im Senegal sprichwörtlichen Terenga.

Als ich schließlich doch abgeholt werde, erwartet mich in dem SOS-Kinderdorf ein sehr sympathischer Direktor. Abdoulaye Bodian hat ein rundes Gesicht mit einem freundlichen Lächeln und strahlt eine große Liebenswürdigkeit aus. Der Mittvierziger arbeitet seit Jahren für unterschiedliche Kinderdörfer im Senegal. Die Kinder, die hier leben, haben Schlimmes erlebt – einige sind Waisen, andere wurden vernachlässigt oder weggegeben und bei Dritten können die Eltern den Lebensunterhalt nicht aufbringen. „Die Kinder hier kommen aus sehr schwierigen Verhältnissen und sollen ein möglichst normales Leben führen“, sagt Bodian. Über ihre Vergangenheit darf ich mit den Kindern nicht sprechen. Verständlicherweise soll ich – eine Fremde – traumatische Erlebnisse nicht heraufbeschwören. Die Mitarbeiter wie Direktor Bodian, der Erzieher Mamadou Bâ und die Frauen, welche die Kinder rund um die Uhr betreuen, beantworten mir jedoch alle Fragen.

Bei meiner Ankunft haben die Kinder in der Schule und im Kindergarten gerade Mittagspause. In dieser Zeit gehen sie in ihr Wohnhaus, wo sie essen und einen Mittagsschlaf machen. Auf dem Areal des SOS-Kinderdorfes in Louga stehen ein gutes Dutzend Häuser um einen sandigen Platz, der so groß ist wie ein halbes Fußballfeld. In zehn Gebäuden wohnen durchschnittlich je zehn Kinder mit ihrer Betreuerin. Diese Frauen, „Maman“ genannt, sollen für die Kinder sorgen wie eine leibliche Mutter. Sie kochen Essen, überwachen die Hausaufgaben, bringen die Kinder ins Bett, sorgen dafür, dass sie regelmäßig duschen und die Zähne putzen – und sind ständige Ansprechpartnerin. Den Erwachsenen im SOS-Dorf ist es vor allem wichtig, dass sie jedes Kind zu einem ehrbaren Menschen erziehen. „Dafür werden ihm die gesellschaftlichen Werte vermittelt, wenn es wieder in die große Gesellschaft außerhalb des Dorfes zurückkehrt. Es geht nicht darum, nach dem Verlassen des Dorfes eine Arbeit zu haben, sondern ein ehrbarer, rechtschaffener Bürger zu sein, der gut und schlecht auseinander halten kann. Dann wird er kein Dieb oder Lügner,“ erklärt Bodian seine Überzeugung. „Wir müssen vermitteln, dass es im Leben zwar Schwierigkeiten gibt, dass man ihnen aber ins Auge sehen und sich durchschlagen muss, um unabhängig und ein ehrbarer Bürger zu sein und so die Entwicklung des Landes voranzutreiben.“ Im Laufe der Tage höre ich von Müttern und Kindern immer wieder die fast wortwörtliche Wiederholung dieser Ziele – das hört sich fast auswendig gelernt an.

5.2. Kennen lernen

Ich bin auf dem Gelände etwas abseits im Gästehaus untergebracht. Da bis auf die Babys alle Kinder bis mindestens 17 Uhr in der Schule oder im Kindergarten sind, sehe ich sie zum ersten Mal abends. Erzieher Bâ vertritt zum Glück die Auffassung, ich solle mich mit allen Fragen über das SOS-Dorf an die Kinder selbst wenden, da sie am Besten über ihr jetziges Leben Bescheid wüssten. So führen mich die 17-jährige Issa Fall⁴ und der 15 Jahre alte Mariama Diop⁵ am Abend durch die SOS-Familien. Die beiden sollen von nun an meine Ansprechpartner sein.

Zunächst rede ich aber vor allem mit den Müttern in den einzelnen Wohnhäusern. Viele Kinder sind zunächst sehr schüchtern – auch Issa und Mariama sagen anfangs nur etwas, wenn ich sie frage.

Die zehn Häuser sehen alle gleich aus, dennoch sehe ich mir jedes Einzelne an, das mir die Maman oder einige Kinder stolz zeigen: Der einstöckige

⁴ Name auf Wunsch der Direktion von SOS-Kinderdorf geändert

⁵ Name auf Wunsch der Direktion von SOS-Kinderdorf geändert

Bau in Rosa oder Blau besteht aus fünf Zimmern, zwei Duschen und zwei Toiletten. Die Küche ist in einem eigenen kleinen Häuschen. Drei Zimmer in dem Wohnhaus sind jeweils Jungen- oder Mädchenschlafzimmer. In den sauberen, schmucklosen Räumen stehen nur zwei oder drei Betten und ein Schrank. An der Wand ein kaum gefülltes Regal. Nur in wenigen Zimmern hängt ein Poster. Jedes Haus hat einen kleinen Salon, der mit wuchtigen Polstermöbeln vollgestellt ist. Selbst das Zimmer für die Maman ist in jedem Haus gleich eingerichtet: In der Mitte eine breites Doppelbett, darüber zwei meist vollgestellte Regalbretter und daneben eine Kommode. Bei einigen Müttern steht außerdem ein Gitterbett für die Säuglinge. In allen Räumen ist es sehr heiß (Louga liegt in einer der trockensten und heißesten Gegenden des Landes), eine Klimaanlage gibt es nicht. Vor den Räumen ist ein gefliester, überdachter breiter Gang, auf dem das abendliche Leben stattfindet. Hier isst die Familie auf dem Boden, hier machen die älteren Kinder ihre Hausaufgaben und die Jüngeren spielen hier.

Nach zweistündiger Tour haben Issa, Mariama und ich gerade einmal gut die Hälfte der Familien besucht. Ab 20 Uhr fallen die Reaktionen allerdings schlagartig anders aus: Denn jeden Abend Punkt acht kommt die neueste Folge einer äußerst beliebten brasilianischen Serie im Fernsehen. Vom kleinsten Kind bis zum Direktor sitzen alle Bewohner des SOS-Dorfes 20 Minuten lang gebannt vor der Flimmerkiste im Innenhof der Häuser. Das Interesse an mir geht schlagartig gegen Null und wir beenden die Vorstellungsrunde in wenigen Minuten. Issa und Mariama suchen sich flugs einen Platz zum Mitgucken.

Das Fernsehprogramm bestimmt auch meine täglichen Mahlzeiten mit Direktor Bodian. Obwohl ich viele Fragen habe, unterhalten wir uns beim Essen nur wenig. Stattdessen verabreden wir extra Gesprächstermine in seinem Büro und sehen uns abends die Nachrichten und natürlich die neue Folge der brasilianischen Serie an, von der niemand den Namen zu wissen scheint. Morgens gucken wir die Wiederholung der Nachrichten vom Vorabend und mittags dann die Wiederholung der namenlosen Serie, deren Reiz oder Handlung mir bis zum Ende verborgen bleiben. Die Fernsehnachrichten des staatlichen Senders bestehen fast ausschließlich aus Berichten über die guten Taten von Präsident Abdoulaye Wade und können mich auch nicht fesseln.

5.3 Eigener Kindergarten und Schule

Rund hundert Kinder wohnen im SOS-Kinderdorf Louga. Wenn sie etwa zweieinhalb Jahre alt sind, gehen sie in den eigenen Kindergarten auf dem

Gelände und danach in die SOS-Hermann-Gmeiner-Grundschule ganz in der Nähe. Die älteren Kinder besuchen weiterführende Schulen in der Nähe. Die Grundschule ist nach dem österreichischen Gründer der SOS-Kinderdörfer benannt. Den Kindergarten besuchen mehr als 160 Kinder, nur 26 davon wohnen im SOS-Dorf. Der Rest kommt aus der Stadt Louga. Auch von den 600 Schülern der Schule leben lediglich 44 im Dorf, der Großteil ist „extern“. Somit helfen die Angebote nicht nur den Familien in der Stadt, sondern fördern auch die Integration der SOS-Kinder in die „normale“ senegalesische Gesellschaft, sagt Erzieher Bâ.

Neben den 44 SOS-Schülern werden 20 Kinder aus der Stadt Louga von SOS finanziell unterstützt. Weitere 25 Kinder bekommen das Schulgeld vom Bürgermeister. „Die Kinder wissen nicht, wer Hilfe von außen bekommt, das ist für sie besser so“, sagt Schuldirektor Oumar Diaw. In zwölf Klassen lernen die Schüler hier Lesen und Schreiben, Rechnen und Französisch. „Das kostet 5.000 CFA (7,50 Euro) im Monat, das ist ein sozialer Preis, es gibt Schulen, in denen bis zu 25.000 CFA (38 Euro) bezahlt werden“, sagt Diaw.

Ein Lehrer soll mir die Schule zeigen. Je zwei Parallelklassen gibt es pro Stufe mit durchschnittlich 50 Schülern in einem Raum. Im Senegal gibt es sechs Grundschuljahre anstatt fünf wie in Frankreich, erklärt mir der Lehrer. „Die Kinder müssen im ersten Jahr erstmal richtig Französisch lernen“, sagt er. „Das ist sehr schwierig für sie, in einer fremden Sprache später zum Beispiel rechnen zu lernen.“ Fast zwei Stunden Zeit nimmt er sich, um mit mir in jede Klasse zu gehen und den Unterricht anzusehen. Seine 50 sechsjährigen Schüler lässt er dabei unbeaufsichtigt. Diszipliniert sitzen sie weiter still auf ihren Bänken, aus der offenen Tür ist kein Ton zu hören. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dies in einer deutschen Schule möglich wäre.

Während unseres Besuches haben alle Stufen gerade Mathematik-Unterricht. Die Rechenaufgaben werden mit jeder Klasse schwieriger, in der Abschlussklasse der Grundschule muss ich passen. Der Unterricht ist typischer Frontalunterricht. Der Lehrer wählt einen Schüler aus, der an der Tafel eine Aufgabe vorrechnen muss. Die anderen Kinder sitzen still in ihren Bänken und melden sich nur, wenn sie einen Fehler bemerken. In einer Klasse rechnet allerdings niemand, denn ein Dutzend Schüler kniet mit dem Gesicht zur Tafel, die anderen sitzen auf ihren Bänken. „Sie haben die Stunde nicht nachgearbeitet“, erklärt uns der Klassenlehrer. Mein Begleiter hält den Bestraften eine Moralpredigt über das Privileg, eine Schule besuchen und lernen zu dürfen, um später etwas aus seinem Leben zu machen.

Bereits im Kindergarten geht es disziplinierter zu als in Deutschland. In einer Gruppe lernen die Kinder gerade erste französische Worte. Die Erzieherin hält zwei Bilder in der Hand, auf denen Haustiere zu sehen sind. Lang-

sam sagt sie die Begriffe auf Französisch und die Kinder sprechen ihr im Chor nach: „Eine Gans, eine Taube, ein Huhn, ein Hase, ein Schaf.“

Ich schaue mir alle vier Gruppen mit je 40 Kindern an. Auf einen Wink der Erzieherin stellen sich selbst die Kleinsten sofort ordentlich in Reihen auf, um mir ein Lied vorzusingen. Eine Kindergärtnerin schlägt mit der flachen Hand auf eine afrikanische Trommel, während die Kinder singen und in die Hände klatschen. Wie auf unsichtbaren Befehl fangen plötzlich alle Kinder auf ihrem Platz in der Reihe wild an zu tanzen, es sieht toll aus. Schon die Kleinsten haben sichtlich Rhythmus im Blut.

Die Gruppe der Jüngsten wird von einer großen, kräftigen und vor allem sehr energischen Frau geleitet. Sie fordert mich auf, im Gegenzug den Kindern auch etwas vorzusingen. Ich kündige ein Kinderlied über eine kleine Biene an und stimme „Biene Maja“ an. Als ich dazu in die Hände klatsche, machen die Drei- bis Vierjährigen sofort mit. Als ich auch noch aufgefordert werde, zu tanzen, starren mich 40 kugelrunde, braune Augenpaare entgeistert an. Das haben sie wahrscheinlich noch nie gesehen. Spätestens jetzt ist der Damm gebrochen. In der Pause werde ich auf dem Spielplatz von zahlreichen Kindern umringt, die meine weiße Haut einmal berühren wollen und mir sogar die Hälfte ihrer Kekse schenken.

5.4 Menschen im Dorf

Je länger ich im Dorf bleibe, desto mehr verlieren die Kinder ihre Scheu. Wenn ich am Kindergarten vorbeigehe, piepst es „Toubab Toubab“ (die Weiße) und sofort laufen Dutzende Kinder an die Mauer, winken mir zu und lachen. Wenn ich abends die Familien besuche, wollen die Kleinsten zuerst unbedingt der Reihe nach bei der „Toubab“ auf den Arm und ein bisschen kuscheln. Trotzdem versuche ich, mich zurückzuhalten so gut es geht. Selbst die Paten dürfen ihre Patenkinder nur einen Tag besuchen. „Die Kinder sollen keine Beziehung aufbauen, damit sie keinen erneuten Verlust erleiden, wenn die Person wieder wegfährt“, hat mir eine Sprecherin von SOS-Kinderdorf vorher in Deutschland gesagt. Das kann ich gut nachvollziehen. Ich bin der Leiterin der SOS-Kinderdorf-Einrichtungen im Senegal sehr dankbar, dass sie mir überhaupt einen mehrtägigen Besuch in Louga ermöglicht. Nur so kann ich einen Einblick in das Leben in so einem Dorf gewinnen.

Mariama Diop, einer meiner beiden Ansprechpartner, ist sehr hilfsbereit. Egal ob im Haushalt bei seiner Maman Seynabou Sao, bei Computerproblemen von Direktor Bodian oder bei einem größeren Essen im Dorf: Der 15-Jährige schleppt Tische, erklärt die Funktion von Excel-Tabellen und fegt den Gang vor dem Haus. „Mariama ist ein guter Junge, er ist immer da, wenn

ich ihn brauche“, sagt Sao. Der große, schlaksige Junge mit den kurzgeschnittenen Haaren ist stets freundlich und zeigt lächelnd seine weißen Zähne. „Manchmal ist Mariama aber auch sehr dickköpfig und stur, aber das immer nur für kurze Zeit“, sagt Sao und grinst. Mariama geht gerne zur Schule, seine Leidenschaft ist aber Taekwondo. Stolz zeigt er mir seinen Kampf-Anzug. Später will er als Ingenieur Brücken bauen. „Dafür muss ich viel arbeiten und studieren, denn ich möchte einmal Generaldirektor werden“, sagt er.

Auf einem Kinderfoto im Salon seiner „Maman“ Seynabou Sao erkenne ich Mariama nicht. So wenig Ähnlichkeit hat der dünne, lächelnde Jugendliche von heute mit dem damals vierjährigen Kind mit dem ernstesten, runden Gesicht. Seit elf Jahren ist Sao die Mutter in diesem Haus, die meisten Kinder wohnen seitdem mit ihr zusammen. Ein Junge auf dem Bild lebt nicht mehr. „Er ist gestorben, als er bei seiner Großmutter in den Ferien war“, sagt Sao traurig. „Er war so ein Sonnenschein, hat gerne Sport gemacht, war gut in der Schule“, erinnert sich die Maman. Wie die anderen SOS-Mütter arbeitet sie hier, weil sie Kinder sehr liebt. Nur wenige Tage im Monat fahren die Frauen zu ihren eigenen Familien. Einige von ihnen haben auch eigene Kinder. Sonst sind sie rund um die Uhr für ihre Schützlinge da. Für Sao wird es hart sein, wenn die ersten Kinder, die sie hat aufwachsen sehen, bald ihr Haus verlassen. Aber sie ist zuversichtlich: „Der Kontakt wird bleiben, ich kenne alle Familien, sie kommen hierher und wir telefonieren viel.“

Issa Fall, meine zweite Ansprechpartnerin, ist mit drei Jahren in das SOS-Dorf gekommen. Nach 14 Jahren dort wird sie nun in wenigen Wochen das Kinderdorf verlassen und zu ihrem Vater nach Dakar zurückkehren. Issas leibliche Mutter lebt in Thouba, die Eltern haben sich getrennt. Die 17-Jährige arbeitet hart und viel für die Schule, denn sie will zum Lycée gehen. „Ich möchte danach eine Ausbildung zur Managerin machen“, sagt sie selbstbewusst mit einem Leuchten in den Augen. Dafür wird sie ein Stipendium der Hilfsorganisation bekommen. Issa wirkt sehr reif für ihr Alter. Wenn die Maman einmal nicht da ist, sorgt sie für die anderen. Sie kümmert sich rührend um ihre kleinen Geschwister im Haus, sie schmust und spielt mit ihnen und tröstet sie. Trotzdem ist sie nicht traurig, wenn sie das Dorf verlässt. „Ich freue mich schon auf Dakar und die Ausbildung“, sagt sie. Dann wird sie nicht nur mit ihrem Vater, sondern auch wieder mit ihrer leiblichen älteren Schwester zusammenleben. Mit ihr hat sie mehrere Jahre zusammen im SOS-Dorf verbracht.

5.5 Integration der Kinder

An meinem vorletzten Tag im SOS-Kinderdorf in Louga herrscht helle Aufregung im Kinderdorf. Die Mütter schrubben die Böden in den Häu-

sern, Kinder fegen den sandigen Hof und tragen lange Tische zum Essenssaal. Seynabou Sao steht mit einem älteren Mädchen den ganzen Tag in der Küche und bereitet Essen vor: Der Regionalleiter der SOS-Kinderdörfer, zuständig für mehrere Länder Westafrikas, besucht gerade den Senegal und hat sich für den Abend in Louga angekündigt.

Auf der Veranda neben dem Essenssaal haben die Mütter extra für ihn auf langen Tischen Stoffe, Kleider, Schlüsselanhänger und winzige Korbmöbel ausgestellt, die sie und die Kinder selbst gemacht haben. Die Mütter des Dorfes bilden sich regelmäßig weiter. „Sie sollen ihre Fähigkeiten ausbauen, zum Beispiel Kochen, Nähen und Stoffe färben und zwar mit dem Ziel, dass sie besser für die Kinder sorgen können und ihr Wissen an sie weitergeben“, sagt Erzieher Mamadou Bâ. Er organisiert verschiedene Kurse für Mütter und Kinder und setzt sich mit enormer Energie für die Integration zwischen den Menschen im SOS-Dorf und den Bewohnern der Stadt Louga ein. Die Kinder des Dorfes sollen nicht nur in ihrer eigenen Welt aufwachsen, sondern auch nach der Schule mit den Kindern aus Louga zusammen kommen. So spielen Schüler aus der Stadt in den Fußballmannschaften des Dorfes ebenso mit wie auf dem Basketballplatz. SOS-Mädchen und Jungen trainieren im Gegenzug im Taekwondo-Verein der Stadt. Und zum Kochkurs kommen auch Frauen aus der Stadt.

Senegals SOS-Kinderdörfer liegen alle in armen Gegenden der großen Städte. „So können sich die Kinder in die Bevölkerung integrieren, das wäre auf dem Land nicht möglich. Außerdem müssen alle Kinder in die Schule gehen, es muss also auch weiterführende Schulen geben,“ sagt Direktor Bodian. „Wenn SOS einen neuen Standort für ein Kinderdorf sucht, wird zunächst geguckt, wie die Wirtschaft in der Gegend im Verhältnis zur Bevölkerungsentwicklung aussieht. Louga ist zum Beispiel eine Wüstenregion in der Sahelzone, wo es fast nie regnet und die meisten Menschen von Ackerbau und Viehzucht leben. Es gibt einen großen Bevölkerungszuwachs und extreme Armut,“ erklärt der Direktor.

Die Kinder, die hier im SOS-Dorf leben, kommen aus dem ganzen Land. „SOS-Kinderdorf kümmert sich um die Kinder, die nicht mit ihrer Familie leben können“, sagt die nationale Direktorin Diagne. Die eigene Familie, der Staat, andere Hilfsorganisationen oder die Polizei fragen bei SOS-Kinderdorf an, ob ein Kind aufgenommen werden kann. „Eine Mitarbeiterin geht dann in die Familie, um zu sehen, wie die Situation ist“, sagt Diagne. Die Organisation erstellt einen Bericht über die Situation des Kindes und eine Kommission entscheidet auf Grundlage dieses Berichts, wer einen Platz im Kinderdorf bekommt. Denn wie es sich vermuten lässt, gibt es wesentlich mehr Anfragen als Plätze.

Paten in Deutschland können entweder ein Kind unterstützen (mit 31

Euro im Monat) oder ein SOS-Kinderdorf (26 Euro monatlich). Bei einer Patenschaft für das Kind wird ein Teil des Geldes für dessen Lebensunterhalt verwendet. „Für seine Ernährung, seine Schule, seine Gesundheit, seine Kleidung. Der Rest wird dafür verwendet, dass es später selbstständig leben kann,“ sagt Direktor Bodian. Ein Kind wird von mehreren Paten aus der ganzen Welt finanziell unterstützt. Die Kosten für das Dorf von insgesamt rund 70 Millionen CFA (rund 100.000 Euro) im Jahr werden ebenfalls durch Spenden finanziert. 38 Menschen – alle Senegalesen – arbeiten in dem Kinderdorf Louga. „Die Stadt profitiert von uns“, sagt Bodian. „Wir kaufen dort ein, Handwerker kommen hierhin um zu arbeiten oder Taxifahrer bringen Gäste zu uns.“

Die Kinder werden bis zu einem Alter von fünf Jahren neu aufgenommen. „Wenn sie sechs sind, sind sie zu alt, um sie zu integrieren. Das ist dann zu schwierig für die Mutter, denn das Kind muss sein Zuhause, seine Geschwister und das Dorf akzeptieren“, sagt Bodian. In den Sommerferien sollen die Kinder zwei Monate bei ihren eigenen Familien leben – oder bei einer Pflegefamilie, wenn es keine leiblichen Verwandten gibt. „Wenn das Kind groß ist, wird es dahin zurückkehren. Durch die Ferienaufenthalte kann sich das Kind dort besser einleben und sieht die Realität des Milieus seiner Familie“, sagt Bodian.

5.6 Rückkehr in eine fremde Welt

Für die Kinder ist die Umstellung von einem relativ sorgenfreien Leben im SOS-Kinderdorf auf das Leben in ihren eigenen Familien häufig problematisch. Denn alle Kinder kommen aus schwierigen familiären Verhältnissen. „Um einen brutalen Bruch zu vermeiden, schicken wir sie in den Ferien immer wieder zu ihren leiblichen Familien“, erklärt Diagne. Und wenn die Kinder das Dorf verlassen haben, würden sie mit einem Stipendium weiter finanziell unterstützt. Aber auch die eigene Familie müsse sich dann beteiligen. Zudem seien die Jugendlichen mit 17 Jahren alt genug, um mit für sich selbst sorgen zu können, so Diagne. So ist es zumindest in der Theorie gedacht. In der Praxis kann das Leben nach dem SOS-Dorf aber ganz anders aussehen.

Ousmane Kane und Awa Boissy⁶ haben das SOS-Kinderdorf bereits verlassen. Seitdem haben sie viele neue Probleme. „Ich bin sehr enttäuscht von meinem jetzigen Leben, die Erziehung im SOS-Dorf ist fehlgeschlagen“, sagt Ousmane Kane verbittert. Der 26-Jährige hat das Dorf in Louga vor

⁶ Beide Namen geändert

fünf Jahren verlassen, um mit Hilfe eines SOS-Stipendiums ein Studium zu beginnen. Sein großer Traum war jedoch das Militär, deswegen hat er sein Studium abgebrochen. Doch nach der Armeezeit gab es keine Arbeit für ihn. Ousmane wäre gerne Wächter geworden, einer der wenigen Jobs, in denen es auch viele Stellen gibt. Im Senegal werden viele Privathäuser rund um die Uhr bewacht, Banken und offizielle Einrichtungen sowieso – trotzdem hat er keine Arbeit als Wächter gefunden.

Von der Hilfsorganisation fühlt er sich im Stich gelassen. Niemand habe ihm bei seiner Jobsuche geholfen oder ein gutes Wort für ihn eingelegt. Niemand habe ihm davon abgeraten, sein Studium abzubrechen, sagt er. Dabei gibt es eigens SOS-Mitarbeiter, die sich um die jungen Erwachsenen kümmern sollen, die das SOS-Dorf verlassen haben. „Da kann man sich vielleicht fragen, ob die Leute ihre Arbeit gemacht haben“, sagt Leiterin Diagne. „Wir können die Betroffenen aber nicht für immer im Dorf lassen.“

Ousmane Kane kommt nur schlecht außerhalb des Dorfes zurecht. „Das Leben im Dorf und das Leben draußen sind sehr unterschiedlich“, sagt er. „Ich habe in meinem Leben zwei unterschiedliche Welten gesehen: Die reale Welt und die irrealer Welt, die Welt im SOS-Dorf ist irreal. Sie lassen dich den Himmel kosten, aber du bist nicht im Himmel, du bist auf der Erde. Und wenn die Zeit vorbei ist, musst du zu deinen eigenen Eltern zurückgehen,“ sagt er desillusioniert.

Ousmane ist 26 Jahre alt, wirkt aber um etliche Jahre jünger. Er schafft es nicht, sich vom SOS-Leben zu lösen. „Als ich das Dorf verlassen habe, war ich desorientiert, ich wusste nicht, was ich im Leben machen soll. Ich war entmutigt“, gibt er zu. Noch immer besucht er das Dorf regelmäßig; wenn er krank ist, führt ihn sein erster Weg dorthin. Ousmane ist bei einem einstigen großen Bruder aus dem SOS-Dorf beschäftigt und verkauft für einen Monatslohn von umgerechnet 50 Euro Getränke in der Stadt Louga. Zum Gespräch hat der beherrscht und verschlossen wirkende Mann mit gebügeltem hellblauem Oberhemd die Kinder dieses Bruders mitgebracht, denn er muss auf sie aufpassen. Der schwächliche Mann trägt eine verspiegelte Sonnenbrille, so dass ich seine Augen nicht sehen kann.

„Ich kenne einige ehemalige SOS-Kinder, mit denen ich aufgewachsen bin, die es nicht geschafft haben, die Diebe geworden sind“, sagt er. Mit zwölf Jahren bekommen die SOS-Kinder Taschengeld. Später erhalten sie ein Stipendium für ihre Ausbildung. „Du bist es einfach gewohnt, Geld zu haben. Du brauchst auf einmal Geld, weil du essen musst, weil du Hunger hast,“ sagt der 26-Jährige. Das müsse die Organisation den Kindern beibringen, bevor sie das Dorf verlassen. „Wir haben niemand anderen als SOS, wir haben niemand anderen als diese Leute, die uns helfen. SOS muss uns helfen“, fordert er.

Ousmane stammt aus dem Süden des Landes, der Casamance. Hier herrschen seit Jahren Unruhen. Seine Schwester habe ein Bein verloren, als sie auf eine Mine getreten ist. „Wenn ich bei meiner eigenen Familie aufgewachsen wäre, würde ich nichts anderes als den Krieg kennen. Ich wäre heute vielleicht schon tot oder ein Rebell.“

5.7 Den eigenen Weg finden

Awa Boissy ist mit ihrem Zwillingbruder im SOS-Kinderdorf in Dakar aufgewachsen. Heute lebt sie bei der Familie ihrer älteren Schwester in Saint Louis im Norden des Landes, ihr Zwillingbruder ist in Dakar geblieben. Awa ist 21 Jahre alt und macht eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Ein Stipendium der Hilfsorganisation unterstützt sie finanziell, auch wenn die umgerechnet 50 Euro im Monat kaum zum Leben reichen. Awa ist eine moderne junge Frau, die ein Handy besitzt, eine schicke schwarze Nadelstreifenhose und ein enges pinkfarbenes Oberteil trägt. Als ich nach Saint Louis komme, lädt sie mich zu sich nach Hause ein, damit wir uns dort unterhalten können und ich ihre Familie kennen lerne. Nach einem einstündigen Fußmarsch durch die Mittagshitze sind wir schließlich da. Die letzten paar hundert Meter bestehen die Straßen nur noch aus Staub, die Häuser werden immer ärmlicher. In einem von ihnen wohnt Awa mit ihrer Schwester, ihrem Schwager und deren fünf Kindern. Awas älterer Bruder lebt dort ebenso wie die Eltern des Schwagers. In dem kleinen Innenhof hält die Familie eine Ziege und ein Dutzend Hühner. So winzige und abgemagerte Hühner habe ich noch nie gesehen, sie ähneln eher Entenküken auf langen Beinen als europäischen Hühnern.

In Awas kahlem Zimmer ist die grüne Farbe an den Wänden kaum noch zu erkennen, die Decke besteht aus Wellblech. Ein notdürftig gezimmertes Bett und ein alter Küchenschrank sind die einzigen Möbel. Der Wandschmuck besteht aus einem veralteten Kalenderblatt mit Werbung für Milch. Eine Tür gibt es nicht, durch den Vorhang zum Hof kommen Schwärme von Fliegen und die kleinen Hühnchen ins Zimmer.

Auch Awa fühlte sich allein gelassen, als sie und ihr Zwillingbruder das SOS-Kinderdorf verlassen haben. „Ich wusste gar nicht, dass wir nicht mehr wiederkommen, ich dachte, wir würden nur die Ferien bei unserer Familie verbringen und auf einmal hieß es, wir bleiben jetzt für immer hier“, sagt sie. Mittlerweile ist sie aber in ihrem heutigen Leben angekommen und arbeitet zielstrebig an ihrer Zukunft. Die 21-Jährige steht kurz vor dem Ende ihrer dreijährigen Ausbildung und sucht jetzt einen Arbeitsplatz. „Ich habe schon viele Bewerbungen geschrieben, aber es ist sehr schwierig, im Sene-

gal eine Arbeit zu finden“, sagt sie. Trotzdem versucht sie, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken und sich nicht entmutigen zu lassen.

Ich bleibe noch länger bei ihr und ihrer Familie, wir trinken Tee und unterhalten uns. Awa und ihre Schwester haben den Kopf voller kleiner Zöpfchen. Sie bieten mir an, auch mir eine schöne Frisur zu flechten. Meine offenen, gelockten Haare finden sie ungepflegt und äußerst langweilig. Die meisten Frauen tragen kunstvolle Flechtfrisuren. So zeigen sie, dass sie Zeit und Mühe in ihr Aussehen investieren. Ich verzichte dennoch auf eine neue Frisur.

Awa will mir noch eine Freundin im Nachbarhaus vorstellen. Als wir den kleinen Innenhof betreten, höre ich kreischende Frauenstimmen. Sechs Freundinnen von Awa begrüßen mich aufgeregt, der Besuch von einer Weißen ist in diesem Wohnviertel scheinbar sehr aufregend. Sofort werde ich von den Freundinnen umringt und in den guten Salon geführt, wo ich mich auf einen großen, dunkelgrün gemusterten Polstersessel setzen soll. Die Freundinnen postieren sich im Kreis um mich, lachen nervös, starren mich an und wollen alle zwei Minuten wissen, wie es mir geht. Im Fernsehen läuft eine schwarz-weiß Dokumentation über John F. Kennedy. Ich komme mir vor wie ein seltenes Tier im Zoo und muss innerlich über die skurrile Situation lachen. Vor allem, als die Mädchen mich bitten, zu der laufenden Dokumentation etwas vorzutanzten.

Ohne Tanz führt Awa mich später aus ihrem Viertel wieder auf eine asphaltierte Straße, denn nur dort fahren Taxen, die mich zurück in meine Unterkunft bringen können. Auf dem Weg kommen uns noch weitere Freundinnen entgegen, denen Awa per sms Bescheid gesagt hat. Auch ihr Bruder hat ein paar Freunde geholt und stellt mich stolz als Freundin seiner kleinen Schwester vor. Auf der Rückfahrt in mein vergleichsweise luxuriöses Hotel – mit einer Zimmertür, einem Fenster und sogar einer eigenen Dusche – bin ich tief in Gedanken versunken. Wenn jemand, der es scheinbar „geschafft“ hat, so lebt wie Awa – wie mag dann das Leben der anderen aussehen?

6. World Vision

6.1 Ein anderes Konzept

Nach dem SOS-Kinderdorf habe ich mir die Projekte einer zweiten großen, internationalen Hilfsorganisation für Kinderpatenschaften angesehen. Das Konzept von World Vision unterscheidet sich grundlegend von den SOS-Kinderdörfern: Hier geht es gerade nicht darum, einzelnen Kindern

aus besonders schwierigen Situationen ein besseres Leben in einer anderen Umgebung zu ermöglichen. Vielmehr soll eine ganze Region – meist mehrere kleine Dörfer mitten im Busch – mit Patenschaftsgeldern gefördert werden. Das Patenkind selbst bekommt nichts von dem monatlichen Spendenbeitrag, es lebt weiter zu Hause bei seiner Familie. Von dem Geld werden hingegen Schulen, Trinkwasserversorgung, Krankenstationen oder kleine Unternehmen der Frauen im Dorf finanziert. Kinderpatenschaften sollen so ein Mittel „der Verbesserung der Zukunftsaussichten von Dorfgemeinschaften und Entwicklungsländern“ sein, heißt es in einem World-Vision-Text. Durch verschiedene Hilfsprojekte sollen „bessere Rahmenbedingungen für die Zukunft der Kinder geschaffen werden. Eine wohlhabende und wirtschaftlich stabile Dorfgemeinschaft, so der Grundgedanke, würde einem Kind eher eine gesunde und sichere Zukunft bieten.“

An mehreren Tagen zeigen mir World Vision-Mitarbeiter unterschiedliche Projekte in kleinen Dörfern im Kreis Kathiotte mitten im Land. Ich war überrascht, dass zu meiner Begleitung auch extra eine Mitarbeiterin der Pressestelle aus Deutschland eingeflogen wurde. Vom Büro in Kaffrine aus (der erste Bestandteil des Ortsnamens ist Programm) fahren wir täglich mindestens eine Stunde mit dem Jeep über Sandpisten in den Busch, um in die Dörfer zu gelangen. Andere Autos sehen wir dabei so gut wie gar nicht, lediglich voll beladene Eselkarren oder einzelne Fußgänger sind zwischen den Dörfern unterwegs.

6.2 Ein Patenkind und seine Familie

Rokhy Seguane ist sieben Jahre alt und wohnt mit ihrer Mutter und sieben weiteren Familienmitgliedern in einer kleinen viereckigen Lehmhütte mit einem kegelförmigen Strohdach. Zwei Betten – für neun Menschen – bilden das Mobiliar in dem Häuschen ohne Fenster. In Kopfhöhe sind mehrere Wäscheleinen gespannt, auf denen Kleidung hängt. Die Leinen ersetzen einen Schrank. Eine neue, große weiße Puppe mit blonden Zöpfen in einer Ecke wirkt wie ein Fremdkörper. Die Puppe hat Rokhy von ihrem Paten in Deutschland geschickt bekommen. „Die Paten haben uns Betten mit Laken ermöglicht, zwei Schafe und einen Koffer voller Kleidung“, sagt Rokhys Mutter Lobe Seguane dankbar. Von der monatlichen 30-Euro-Spende des Paten bekommt die Familie Seguane zwar nichts. Aber zum Geburtstag, zu Weihnachten oder zu anderen Gelegenheiten schenken einige Paten den Kindern extra etwas, das nur der Familie des Kindes zu Gute kommt.

„Von der Hilfe können wir auch noch ein weiteres Haus bauen“, sagt Lobe Seguane. Ihre Lehmhütte ist eine von mehreren Hütten, die um einen san-

digen Innenhof gruppiert sind. Im Senegal kann ein muslimischer Mann bis zu vier Ehefrauen haben. Der Mann wohnt in einer eigenen Hütte. Jede Frau hat eine Hütte für sich und ihre Kinder – so wie auch Lobe Seguane.

Die Mutter von fünf Kindern freut sich aber nicht nur über die Geschenke für die eigene Familie. Sie profitiert auch von unterschiedlichen Entwicklungsprojekten, die World Vision in der Gegend ins Leben gerufen hat: So nutzt Lobe Seguane die neue elektrische Hirsemühle. Jetzt müssen ihre Kinder die Hirse nicht mehr stundenlang mühselig per Hand stampfen, sondern können zur Schule gehen. Und auch sie selber hat jetzt die Zeit, Lesen und Schreiben zu lernen und sogar noch einen kleinen Verkaufsstand mit Erdnüssen zu betreiben.

6.3 Eine Bank nur für Frauen

Lobe Seguane hat für ihren kleinen Handel einen Kredit von einer ganz besonderen Bank bekommen: Eine Bank, die von den Frauen des Dorfes betrieben wird und bei der sich nur die weiblichen Mitglieder Geld leihen können. Die Idee dahinter: Frauen geben ihr Geld zuerst für die Familie und die Kinder aus – vor allem für deren Ernährung und Gesundheit. Bei dieser speziellen Frauen-Förderung von World Vision machen viele Dörfer mit.

Als wir zum Beispiel nach Keur Malick kommen, sitzen die Frauen des Ortes auf dem Dorfplatz im Schatten eines großen Baumes und erwarten uns. Die Frauen tragen schöne farbenfrohe Gewänder mit passenden Kopftüchern. Eine häkelt ein kleines Deckchen. Als wir auf weißen Plastikstühlen im Schatten sitzen, eröffnet Bank-Präsidentin Arame Willane die Versammlung mit einem Schlag auf einen runden Gong, der an einem Ast des Baumes hängt.

Rocky Willane verwaltet als Sekretärin der Frauen-Bank ein Schulheft, in das sie alle Ein- und Auszahlungen ordentlich einträgt. Die drahtige 35-jährige Frau ist sehr stolz, dass sie von der Versammlung zur Sekretärin gewählt wurde. Erst als 21-Jährige hat sie mit Lesen, Schreiben und Rechnen angefangen – sieben Jahre lang hat sie dafür gelernt. Heute bringt sie anderen Frauen in den umliegenden Orten Lesen und Schreiben in Wolof bei.

Durch die Bank hat sich viel im Leben der Familien geändert, sagt sie. „Vorher war es das größte Problem für uns, die Kinder zu ernähren. Jetzt ist die Ernährung abwechslungsreicher geworden, wir haben zum Beispiel mehr Gemüse“, sagt die Mutter von sechs Kindern. „Frauen kümmern sich mehr um die Kinder als Männer und wenn ein Kind jetzt Medikamente, Kleidung oder Schulsachen braucht, können wir das endlich bezahlen.“

Die Frauen bekommen bei der Bank einen Kredit – das Kapital stammt von World Vision – mit dem sie ein eigenes kleines Geschäft betreiben kön-

nen. Bisher ist die Geschäftsidee allerdings bei allen identisch: Ein kleiner Stand, an dem sie Erdnüsse, Zwiebeln, Gewürze und Ähnliches verkaufen. Den Kredit zahlen die Frauen möglichst schnell zurück, bei einem Plus auf dem Konto gibt es auch Zinsen. „Mit Männern gab es von Anfang an Probleme, das Geld zurückzubekommen. Kann eine Frau das Geld aber nicht zurückzahlen, helfen die anderen“, sagt Präsidentin Arame Willane. „Die Frauen in der Gruppe sind noch solidarischer als vorher.“

Khady Ndao ist die Schatzmeisterin der Bank. Dabei hat die 41-Jährige erst vor vier Jahren Lesen, Schreiben und Rechnen wie Addieren und Subtrahieren gelernt. „Ich bin sehr glücklich über das Vertrauen, dass mir die Frauen des Dorfes entgegenbringen“, sagt sie. Die Bank stärke nicht nur das Selbstbewusstsein der Frauen untereinander. „Mit der Bank gibt es ein größeres Vertrauen zwischen Mann und Frau, weil die Frau sich ganz gut durchschlägt und der Mann mehr Achtung vor ihr hat“, sagt Ndao.

Haben diese Menschen keine Angst, dass sich durch den Einfluss von World Vision ihr Leben zu stark verändert und ihre eigenen Traditionen nicht mehr weiter bestehen? Bank-Präsidentin Arame Willane lacht, als ich ihr diese Frage stelle. Die 61-Jährige ist eine der ältesten Frauen im Dorf und wirkt nicht nur sympathisch und klug, sie grinst mich jetzt auch schelmisch an. „Bei uns ändert selbst die Bildung nichts an den Traditionen. Wenn ein Kind krank ist, gehen wir zuerst zum Chef des Dorfes, der mystische Kenntnisse hat. Er sagt dann, ob das Kind zum Arzt oder zum traditionellen Mediziner gehen muss. Der Mediziner praktiziert immer noch traditionell, da hat sich nichts geändert“, sagt sie.

6.4 Ziele: Gesundheit und Schule

Gesundheit und Schule sind zwei zentrale Programmpunkte von World Vision. So müssten viele Eltern darüber aufgeklärt werden, dass sie ihre Kinder impfen und mit einem kranken Kind zum Arzt sollen, sagt Adama Ndaw, Projektleiter von World Vision in Kaffrine. „Die meisten Kinder sterben zu Hause, weil die Frauen zu lange warten, wenn ein Kind zum Beispiel hohes Fieber hat“, sagt er.

Aïssatou Mbengue ist elf Jahre alt und eine Art Schnittstelle zwischen Schule und Gesundheit. Das groß gewachsene, schüchterne Mädchen ist „Gesundheitsministerin“ ihrer Schule im Ort Ndioudiene und dafür verantwortlich, dass zum Beispiel die Schultoiletten sauber sind. Außerdem geht sie in die Familien und erklärt den Eltern, wann eine Impfung ansteht und warum dies für die Gesundheit der Kinder wichtig ist, sagt Aïssatou. Die Schüler haben im Rahmen eines Projekts eine eigene Regierung mit einer

Präsidentin, einem Ministerpräsidenten und Ministern für verschiedene Bereiche wie Menschenrechte, Sport, Bildung oder eben Gesundheit gewählt. So sollen die Kinder das politische System kennen lernen, Verantwortung übernehmen und sich für ihre Interessen einsetzen. Die gewählten Schüler sind sichtlich stolz auf ihre Posten und engagieren sich in ihrem Bereich: Sie schreiten zum Beispiel bei Schlägereien ein und wollen so Menschenrechte im Kleinen verteidigen.

Mit den Spenden der Paten aus Deutschland werden in den Dörfern Schulen gebaut und Lehrer eingestellt, so dass alle Kinder im Dorf die Chance auf Bildung bekommen. Viele Kinder im senegalesischen Busch gehen aber nicht zur Schule, weil die Jungen traditionell auf den Feldern helfen müssen und die Mädchen im Haushalt. Es komme auch vor, dass die Eltern in die Schule kommen und ihre Kinder zum Arbeiten nach Hause holen, sagt der Schuldirektor von Ndioudiene.

Satumbéegé ist selber mehrfache Mutter und betreut in einer Art Patenschaft drei Mädchen in ihrem Dorf. Sie kontrolliert, ob diese regelmäßig in die Schule gehen, hilft bei Schwierigkeiten und spricht zur Not auch mal mit deren Eltern. „Ich selber hatte nicht die Gelegenheit, zur Schule zu gehen und unterstütze jetzt die Kinder, damit sie regelmäßig zur Schule gehen und lernen können“, sagt die hagere Frau im blau-weißen Boubou. „Ich habe die Wichtigkeit der Schule erkannt und will, dass der Staat vorwärts kommt.“ Satumbéegé hat selber erst vor kurzem das Alphabet gelernt. Langsam, mühselig und voll konzentriert schreibt sie ihren Vornamen an die Tafel. Als dort endlich „SATUMBEEGÉ“ in Großbuchstaben steht, klatschen ihr die Schüler Beifall.

6.5 Heuschrecken statt Schulgarten

Eigentlich sollten die Kinder neben der Schule einen eigenen Garten anlegen, um etwas über den Anbau und die Ernte von Gemüse zu lernen. Eine Heuschreckenplage hat dieses Projekt allerdings zunichte gemacht. Alle Bäume in der Region sind leergefressen. Die einzigen grünen Inseln sind Pflanzen mit bitteren Blättern, welche die Heuschrecken nicht mögen. Die rund 15 Zentimeter großen, sandfarbenen Tiere sitzen überall. Springen sie auf meinen Rücken oder Kopf, habe ich das Gefühl, dass mich an der Stelle ein leichter Tennisball getroffen hat, so eine Kraft haben sie. Bei den Autofahrten schwirren Dutzende durch die Luft und knallen an die Fensterscheiben. Anfangs denke ich, es seien kleine gelbe Vögel, werde jedoch schnell eines Besseren belehrt. Die Heuschrecken sind ein weiteres Problem, das den Menschen im Kreis Kathiotte das Leben noch schwerer macht.

6.6 Ein neues Entwicklungsprojekt gemeinsam erarbeiten

World Vision ist es wichtig, zu betonen, dass sie nicht mit einem fertigen Hilfskonzept vor Ort ankommen, sondern das Regional-Entwicklungsprojekt jeweils gemeinsam mit den Bewohnern erarbeiten. „Frauen, Männer, Jugendliche und Kinder bringen ihre Bedürfnisse und ihre Träume von einer besseren Zukunft in das Projekt ein und entwickeln gemeinsam mit World-Vision-Mitarbeitern und Regierungsverantwortlichen Lösungsansätze und treffen wichtige Entscheidungen für die Zukunft“, heißt es in einer Broschüre der Organisation. Einfacher drückt es ein Mitarbeiter aus: „Am Ende soll es nicht heißen, das hat World Vision gemacht, sondern: Das haben wir gemacht.“

Wie dieser hehre Gedanke dann in der Praxis aussieht, darf ich in dem Dorf Diokoul miterleben. In dem heißen, stickigen Versammlungssaal des Ortes treffen sich 15 männliche und zwei weibliche Entsandte aus der Region mit einigen World-Vision-Mitarbeitern, um über ein Konzept für das Entwicklungsprogramm Diokoul zu sprechen. Der Schweiß läuft – zumindest bei mir – in Strömen. Um ein wenig Sauerstoff zu atmen, gehe ich etwa jede halbe Stunde nach draußen in die sengende Hitze. Dabei verpasse ich nicht allzu viel, denn im Grunde genommen werden in der Versammlung über Stunden immer wieder dieselben Fragen besprochen. Zum Beispiel: Werden durch die Patenschaften einzelne Kinder reich? Und warum gibt World Vision die Adressen der Kindern und vor allem der Paten nicht weiter?

Zunächst geht es aber darum, dass die Männer und Frauen kleine Gruppen bilden sollen, in denen sie am nächsten Tag in die Dörfer der Region fahren. Dort wollen sie die Menschen über das Konzept von World Vision informieren und sie nach ihren Wünschen für Verbesserungen in den nächsten 20 Jahren fragen. Die Einteilung in sechs Gruppen gestaltet sich als Zeit raubend: Zuerst dauert es, bis eine große weiße Plastikfolie an einer Wand klebt. Darauf sollen die Gruppenmitglieder namentlich festgehalten werden. Vorher muss natürlich erst einmal jemand gefunden werden, der schreibt. Es folgt die Einteilung in Gruppen: Ein langwieriger Prozess, da auch Nichtanwesende bedacht werden müssen – und jeder Schritt ausführlichst besprochen werden muss.

Als die Gruppen nach etwa einer Stunde tatsächlich fest stehen, geht es zur Sache. Marthe Mbengue von World Vision erklärt die Idee der Hilfsorganisation: Mit den Spenden der Paten soll allen geholfen werden, damit die ganze Region profitiert und nicht nur einzelne Kinder. Im Laufe der nächsten Stunden wird sie es immer und immer wieder sagen. Auch zum wiederholten Male erklärt die junge Frau den Versammelten, dass aus Sicherheitsgründen – sowohl für die Kinder als auch für die Paten – keine Adressen ausgetauscht werden. Dabei arbeitet World Vision bereits seit einigen Jah-

ren mit den Menschen zusammen, die hier sitzen. Diese Prinzipien wurden schon mehrfach erklärt.

Die Hilfsorganisation plant mehrere Jahre ein, um Vertrauen in der Bevölkerung zu schaffen und ein Projekt mit ihnen zu entwickeln. Das Umdenken der Menschen im westlichen Sinne dauert seine Zeit. „Das Problem ist: In unserer Kultur denken die Menschen bis morgen oder übermorgen, aber nicht an die Zeit in zehn Jahren,“ sagt Mbengue. „In unserer Mentalität ist es so, dass man alles ausgibt, wenn man etwas hat und sich ausruht, wenn man genug geerntet hat, statt an die Zukunft zu denken“, ergänzt ihr Kollege Diegane Ndiaye. Zudem würden neue Ideen zum Teil von mächtigen Marabouts in den Dörfern bekämpft, die keinen westlichen Einfluss wie französische Schulen haben wollten.

Die Männer in der Versammlung befürchten, dass die Hilfsorganisation dem Projekt letztendlich doch ihre eigenen Visionen aufdrückt und nicht die Wünsche der Bewohner umsetzt. „Erfahrungsgemäß nennen die Leute zuerst neue Straßen und Häuser, wenn sie nach ihren Wünschen befragt werden. Aber mit Straßen sind die Leute immer noch arm, Sie müssen dann nachfragen ob ihnen das auf Dauer wirklich aus ihrer Armut hilft“, sagt Mbengue zu den Abgesandten aus den Orten. Denn World Vision hat es sich als Ziel gesetzt, nicht nur materielle Bedürfnisse zu befriedigen. „Zuerst listen wir alle Probleme auf: Wasser, Gesundheit, Bildung, Straßen, Telefon, einfach alles. Dann sagen wir: Das sind die Probleme, aber ihr und wir, wir haben nicht genug Mittel, um alle Probleme zu lösen. Also müssen wir Prioritäten setzen“, erklärt Mansour Fall von World Vision in Dakar. „Meist stehen dann Gesundheit, Bildung und Wasser ganz oben. Umweltschutz ist für die Gemeinden nicht so wichtig – für uns schon, da gibt es immer viele Diskussionen.“ Trotz Mitsprache der Betroffenen werden letztlich offenbar doch immer dieselben Ideen umgesetzt. Durch die Patenschaften sollen möglichst viele Familien in den Dörfern eingebunden werden, um die Ideen zu unterstützen.⁷

Die Anfangsphase sei nicht immer leicht. Häufig sei die Bevölkerung unzufrieden, weil die Menschen sofort Ergebnisse sehen wollen und nicht erst in einigen Jahren, sagt Fall. Beispiel Umweltschutz: Im Gegensatz zu den meisten anderen Spenderländern lege World Vision Deutschland darauf großen Wert. So seien ja auch gerade in Westafrika die Folgen der Desertifikation, also der Ausbreitung der Wüsten, zu spüren. „Aber das, was die Leute zuerst wollen, ist Essen und zwar jetzt“, sagt Fall. In den Projekten würden daher einerseits die Grundbedürfnisse befriedigt, andererseits langfristige Ziele verfolgt.

⁷ Im Jahr 2005 hat World Vision nach eigenen Angaben 45.000 Patenkinder im Senegal unterstützt.

Die Finanzierung über Kinderpatenschaften sichert der Hilfsorganisation eine regelmäßige Unterstützung, mit der sie planen kann. Die Kinder geben der Entwicklungszusammenarbeit ein Gesicht, der Spender kann das Kind, das Projekt und das Land kennen lernen. Doch können die Erwartungen der Paten auch enttäuscht werden. Zudem treibt ein großer bürokratischer Aufwand die Verwaltungskosten in die Höhe – zum Beispiel müssen Briefe übersetzt, sowie Profile und Bilder der Kinder erstellt werden. „Die Verwaltung und Bürokratie, um ein Programm umzusetzen, kostet sehr viel. World Vision arbeitet gerade daran, dass 70 Prozent unserer Spenden tatsächlich in die Projekte fließen können“, sagt Fall. Die Hilfsorganisation beschäftigt im Senegal nach eigenen Angaben mehr als 200 Menschen. Mit einem Jahresbudget von acht Millionen US-Dollar (gut 6 Millionen Euro) unterstütze sie zurzeit etwa 600 Dörfer. Seit 1986 hätten mehr als 500.000 Männer, Frauen und Kinder von den Spendengeldern profitiert, heißt es.

7. Fazit

Die finanzielle Unterstützung durch Patenschaften ist für die Kinder in jedem der besuchten Projekte eine enorme Hilfe. Manchmal bietet sie sogar die einmalige Chance, einem System zu entfliehen oder ein wenigstens einigermaßen „normales“, sorgloses Leben in einer anderen Umgebung zu führen. Alle vier Hilfsorganisationen geben den Kindern die Möglichkeit, sich zu bilden und so etwas aus ihrem Leben zu machen, um später hoffentlich eine Arbeit zu finden und ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Organisationen beschäftigen einheimische Mitarbeiter, denen sie dadurch nicht nur zu einer Arbeit und einem festen Einkommen verhelfen. Die beiden großen Organisationen SOS-Kinderdörfer und World Vision haben auch alle verantwortlichen Positionen mit Senegalesen besetzt, welche die Entscheidungen treffen. Das deutsche Ehepaar des Straßenkinder-Projektes Perspektive für Senegal bereitet seine senegalesischen Mitarbeiter zurzeit soweit vor, dass diese die Arbeit im kommenden Jahr alleine bewältigen können, wenn die Familie wieder dauerhaft in Deutschland lebt. Die Organisationen unterstützen auch die heimische Wirtschaft, indem sie bei ansässigen Händlern einkaufen, Handwerker beschäftigen etc. Auch der Verein Hilfe für Senegal beschäftigt Senegalesen, entschieden wird jedoch zum größten Teil in Deutschland. Die Münsterländer bringen bei ihren Besuchen viele Sachspenden mit und erledigen vor Ort ihre Projekte handwerklich meist selber.

Und dennoch: Wirklich positive Beispiele für einen langfristigen Erfolg der Patenkinder sind mir nicht begegnet. Zum einen waren einige Projekte

noch zu jung und es gab schlicht und einfach keine Kinder, welche die Schule bereits verlassen haben. Und von den beiden befragten ehemaligen Kindern der SOS-Dörfer kommt einer in der senegalesischen Realität außerhalb des Dorfes nicht zurecht und für die andere ist es trotz Ausbildung beinahe unmöglich einen Job zu finden.

In meinen Augen ist es ein Problem, den Menschen – und gerade den Kindern – deutlich klar zu machen, dass sie nicht dauerhaft auf eine finanzielle Unterstützung aus dem Ausland bauen können. Sondern, dass sie selbst dafür verantwortlich sind, etwas aus ihrem Leben zu machen. Denn nur dann sind Patenschaften auch langfristig wirklich sinnvoll: Wenn sie nicht nur eine glücklichere Kindheit ermöglichen, sondern auch den Grundstein für ein besseres und unabhängiges Leben legen. Das ist im Senegal aber sehr schwierig.

8. Dankeschön

Während der sechs Wochen im Senegal haben so viele nette und hilfsbereite Menschen meinen Weg gekreuzt und begleitet, dass ich mich unmöglich bei allen persönlich bedanken kann. Einige wenige möchte ich dennoch namentlich nennen: Vor allem bedanke ich mich bei Karen Ziemek, Leiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung in Dakar, für ihre unglaubliche Hilfsbereitschaft in allen Lebenslagen und ihre großzügige Gastfreundschaft – und den Spaß, den wir vom ersten bis zum letzten Tag zusammen hatten. Ohne sie wäre mein Senegal-Aufenthalt sicherlich nicht so problemlos gewesen. Mein weiterer Dank gilt Aïssatou Bangoura Sow, die sechs Wochen lang für meine Fragen und Problemchen jeglicher Art da war.

In allen vier Projekten habe ich tolle Menschen kennen gelernt, die Anderen voller Engagement und Leidenschaft helfen – so auch mir. Stellvertretend für alle bedanke ich mich bei Mamadou Bâ, Abdoulaye Bodian, Salimata Diagne, Franz-Josef Frye, Iris Manner, Adama Ndaw, Aliou Ndione und Alexander Schott. Unabhängig von meinem Recherche-Thema danke ich Mamadou Thior, Abdou, Adama und Ami für interessante Gespräche und viele Insider-Informationen über Land und Leute.

Mein besonderer Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung und Ute Maria Kilian. Ohne sie hätte ich diese beeindruckende Reise nie gemacht – und niemals diese Menschen kennen gelernt und die unvergesslichen Erfahrungen gesammelt. Vielen Dank!